

Mitteilungen
der Gesellschaft
für Buchforschung
in Österreich
2005-2

Herausgeber und Verleger

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Der vorläufige Vereinssitz bzw. die Kontaktadresse ist:

A-1170 Wien, Kulmgasse 30/12

email: buchforschung@aon.at

Homepage: www.buchforschung.at

Redaktion

Peter R. Frank und Murray G. Hall

(verantwortlich für den Inhalt)

unter Mitarbeit von Johannes Frimmel

Gedruckt mit

Förderung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial. Seite 5

Susanne Lachenicht: Zeitungen und Zeitschriften im Zeitalter der Französischen Revolution und das Scheitern kaiserlicher Presszensur im Alten Reich nach 1790. Seite 7

Hedvig Ujvári: Der Pester Lloyd (1854–1945) als „Financial Times des Ostens“. Seite 23

BERICHTE

Christof Capellaro: Mit Adalbert Blumenschein (1720–1781) zu den Ursprüngen der Bibliothekswissenschaft. Seite 33

Rudolf Pölzer: Übersetzungen in Österreich. Versuch einer Bestandsaufnahme. Seite 39

Marie-Theres Zirm: Verlagswesen – eine Frage des Geschlechtes? 1974–2004: 30 Jahre Frauenverlage. Seite 44

REZENSIONEN

Geraubte Bücher. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich ihrer NS-Vergangenheit. 50 / Stefan Bollmann: Frauen, die lesen, sind gefährlich. Lesende Frauen in Malerei und Fotografie. 55 / Zweihundert Jahre F.A. Brockhaus: Heinrich Eduard Brockhaus. 59

NOTIZEN

Abgeschlossene Hochschulschriften. 69 / Deutscher Buchpreis für Arno Geiger 69 / Braumüller 222. 69 / Eisenbahnliteratur:

Eine Bibliographie. 69 / SHARP in Europa. 69 /
Aloys-Blumauer-Tagung in Wien. 70 / Literatur der Bukowina.
70 / Spende an unseren Verein. 70 / Schweizerisches Buch .70 /
/ Literarisches Leben in Österreich. 71 / Österreichische
Verlagsgeschichte. 71 / Bertha von Suttner – Ein Jubiläum. 71 /
Erste Konferenz der Gesellschaft für Buchforschung in
Österreich. 71 / Neue Mitglieder 2005. 71

EDITORIAL

Liebe Mitglieder und Freunde der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich!

Die Beiträge im neuen Heft sind wieder vielfältig. Sie reichen vom Einwirken französischer Zeitungen zur Zeit und nach der Französischen Revolution, dem *Pester Lloyd* bis zu Bibliotheksreisen, Frauenverlagen und Übersetzungen. Rezensionen ergänzen sie. Mit Forschungsberichten versuchen wir von Zeit zu Zeit, unseren Mitgliedern (und nicht nur ihnen) einen Überblick zu verschaffen. So ist für das nächste Heft ein Bericht über das Buchwesen im südslawischen Raum vorgesehen, und später über das Buchwesen der Schweiz. Themen also, die allzu oft am Rande bleiben.

Ein Verein ist so lebendig, wie es die Mitwirkung seiner Mitglieder zulässt. Um diese Mitwirkung bitten wir. Wir sind dankbar für Vorschläge, welche Themen in den *Mitteilungen* künftig behandelt werden sollten, für Hinweise auf Autoren, auf Neuerscheinungen, die zu besprechen wären, für Beiträge in den Notizen. Ebenso wichtig sind für uns Nachweise, wer an der Tätigkeit der Gesellschaft interessiert sein könnte. Geben Sie uns bitte Namen und Adresse an, wir senden dann gerne Informationen zu unserer Arbeit und ein Probeheft zum Kennenlernen.

Die Gesellschaft arbeitet mit einem Budget, das fast nur aus den Beiträgen der Mitglieder stammt. Das gewährt keinen großen Spielraum – denken Sie deshalb bitte daran, den Mitgliedsbeitrag für das kommende Jahr möglichst gleich am Beginn des Jahres zu überweisen. Um Ihre Überweisungskosten niedrig zu halten, verwenden Sie aus dem Ausland die IBAN- und BIC-Nummern. Die Überweisung erfolgt dann in den EU-Ländern zum jeweiligen Inlandstarif.

Dankbar sind wir für die Hilfe, die uns das Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten gewährt – mit Senden der Hefte an die Österreich Bibliotheken im Osten und Südosten – und für eine Subvention für die *Mitteilungen*, die vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur gewährt wurde.

Peter R. Frank

Susanne Lachenicht:

*„(...) warum erstaunliche Mengen derley gefährlichen Zeitungen des
bestehenden Verbotts ungeachtet verschickt werden“¹*

Zeitungen und Zeitschriften im Zeitalter der
Französischen Revolution und das Scheitern kaiserlicher
Presszensur im Alten Reich nach 1790

Die Rezeption des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs (1776–1783) und der Französischen Revolution (1789–1799) im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation (künftig: Altes Reich) führte zu einer Politisierung größerer Bevölkerungsschichten. Prorevolutionäre deutschsprachige Texte, so genannte jakobinische Schriften, aus der Feder „deutscher Jakobiner“ stammend, wurden im Alten Reich ebenso verbreitet wie Übersetzungen von Texten französischer Revolutionäre. Da viele von ihnen die Abschaffung des Feudalismus sowie „Freiheit“ und „Gleichheit“ forderten, wurden sie in der Regel als „gefährlich“ eingestuft. Ihre Verbreitung sollte möglichst gering gehalten werden. Pamphlete, Zeitungen, Zeitschriften und Bücher wurden von den Behörden konfisziert. Trotzdem konnte sich vor allem im deutschen Südwesten, in Vorderösterreich und im Rheinland eine „jakobinische“ Kultur herausbilden, deren Protagonisten nach 1815 zum Teil bis in die höchsten Verwaltungschancen in der Rheinpfalz aufstiegen. Spätestens nach der Reichsgründung 1871 geriet die „jakobinische Tradition“ in Deutschland in Vergessenheit. Die deutsche und österreichische Forschung – und hier vor allem Walter Grab, Heinrich Scheel, Helmut Reinalter, Hellmuth G. Haasis und

¹ Zitat aus: Brief des Postmeisters in Freiburg vom 12. April 1794 an den Fürsten von Thurn und Taxis, Fürst Thurn-und-Taxis Zentralarchiv (FZA) Regensburg, Postakten 1987.

Ernst Wangermann – hat sich erst nach 1945 des deutschen Jakobinismus angenommen.

Die Rolle von Zeitungen und Zeitschriften zur Verbreitung revolutionärer Propaganda im Alten Reich wurde – bis auf wenige Ausnahmen – bis in die 90er Jahre kaum berücksichtigt. Sie bilden jedoch zusammen mit Almanachen, politischen Katechismen und Formen von Bildpublizistik wie Spielkarten u. ä. die wichtigsten Medien für die Politisierung und Demokratisierung der Bevölkerung im Alten Reich.

Für den Transfer von Nachrichten aus Frankreich hatte das Elsass eine Schlüsselrolle inne. Über Straßburg und Kehl wurden Zeitungen, Zeitschriften, Pamphlete und Bücher in die grenznahen Territorien – Baden, Vorderösterreich, und die Schweiz – und von dort aus weiter ins Alte Reich vertrieben. Vorderösterreich mit seiner Grenze zur Schweiz spielte eine besondere Rolle für den Vertrieb französischer Presseprodukte in die Habsburgischen Lande. Bis 1792/1793 waren selbst prorevolutionäre Zeitungen – u. a. der Pariser *Moniteur*, das *Journal de Paris* und der *Straßburger Kurier* offiziell in Wien zu haben.² Detaillierte Informationen zu den Ereignissen in Frankreich nach 1789 lieferte auch die *Wiener Zeitung*.³

Die Habsburgischen Lande nahmen im Alten Reich eine Sonderstellung ein. Trotz rigider Zensur war es bereits unter Maria Theresia möglich, klandestine Literatur in Österreich erfolgreich zu vertreiben. Eine Liberalisierung der Zensur unter Joseph II. führte zu einem „Tauwetter“⁴ bezüglich des Informationsflusses in und nach Österreich. Politische Broschüren kursierten, politisierende Theaterstücke und Opern wie der *Figaro* und *Così fan tutte* wurden in Wien vor begeistertem Publikum aufgeführt.⁵ Wie auch in anderen Territorien des Alten Reichs brachen in den Habsburgischen Landen, in der Steiermark und in Tirol, Böhmen und Ungarn nach 1789 Unruhen und Revolten aus. Eine Verschärfung der Zensur in Österreich unter Leopold II. und vor allem dann unter Franz II. war die Folge.

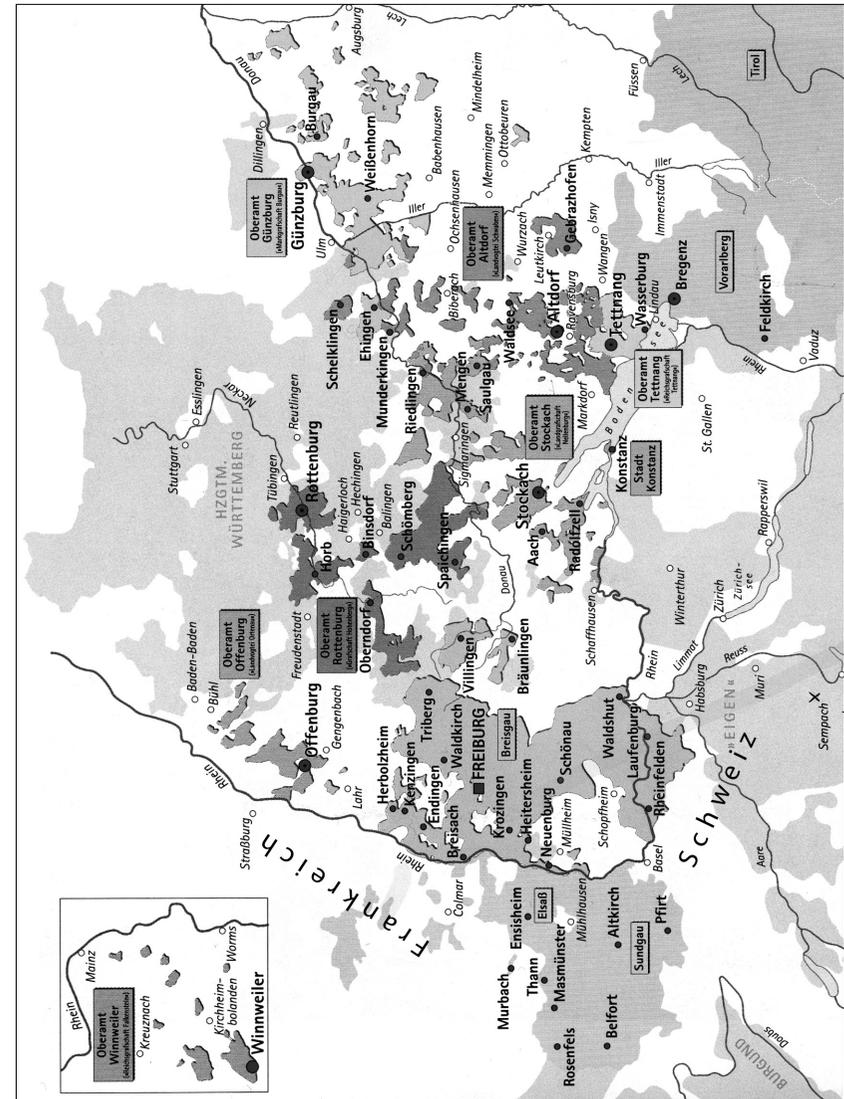
2 Ernst Wangermann: *Von Joseph II. zu den Jakobinerprozessen*. Wien-Frankfurt-Zürich: Europaverlag, 1966, 155.

3 Siehe Constanze Natošević: „*Così fan tutte*“. *Mozart, die Liebe und die Revolution von 1789*. Kassel u. a.: Bärenreiter, 2001, S. 175–176.

4 Siehe Leslie Bodi: *Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795*. Frankfurt/Main: Fischer, 1977; Wien: Böhlau, 2. rev. Aufl.

5 Siehe Natošević: „*Così fan tutte*“.

Vorderösterreich um 1790



Nach Friedrich Metz (Hrsg.) *Vorderösterreich*. (Freiburg/Brs.: Rombach, 2000. Grafik: Axel Bengsch, Tübingen).

1 Die kaiserliche Zensurgesetzgebung nach dem Ausbruch der Französischen Revolution

Bis 1789 hatten Aufklärungsprozess, Reformabsolutismus, territoriale Zersplitterung und die damit verbundene Inhomogenität der Zensurmaßnahmen der deutschen Landesherren verhindert, dass eine reichsweit einheitliche Zensurgesetzgebung und effiziente Unterdrückung unliebsamer Presseprodukte realisiert wurde.⁶ Die Entwicklungen in Frankreich, die Infiltrierung der grenznahen Reichsterritorien mit prorevolutionären Propagandaschriften sowie die 1789 bzw. 1790 in Kurmainz, Kursachsen und anderen deutschen Staaten ausbrechenden Revolten und Unruhen bewirkten jedoch im Verein mit Vorstößen deutscher Journalisten auf dem Gebiet der Meinungs- und Pressefreiheit das genaue Gegenteil. In vielen deutschen Staaten versuchten die deutschen Fürsten nun die Zensurmaßnahmen zu verschärfen und hielten die Zensurbehörden dazu an, „auf alle nach Gesetzlosigkeit und Aufruhr zielende Druckschriften“⁷ ein besonderes Augenmerk zu haben.⁸

Auf Reichsebene wurde im September 1790 der Wahlkapitulation Leopolds II. ein Artikel beigefügt, in dem die Pressezensur nun besonders für politische und nicht mehr vor allem für religiöse Schriften mit Billigung der Kurfürsten und des Reichstags reichsrechtlich festgeschrieben wurde. Nach Artikel II § 8 waren diejenigen Schriften verboten, „wodurch der Umsturz der gegenwärtigen Verfassung oder die Störung der öffentlichen Ruhe befördert“ wurde.⁹ In den Monaten zuvor waren bereits in etlichen deutschen Staaten – darunter in der Kurpfalz, Sachsen und Hannover – prorevolutionäre Zeitungen wie das geplante *Journal für Menschenrechte* des deutschen Staatsrechtlers Friedrich Cotta, Bruder des Verlegers Schillers und

6 Vgl. Monika Neugebauer-Wölk: Das „Journal für Menschenrechte“. Pressepolitik im Alten Reich 1790/91. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 3 (1986), S. 21; Martin Welke: Deutsche Publizistik zur Revolution. In: *Deutschland und die Französische Revolution. Eine Ausstellung des Goethe-Instituts zum Jubiläum des welthistorischen Ereignisses*. Stuttgart: Canz, 1989, S. 36 und Jeffrey Freedman: *The Process of Cultural Exchange. Publishing between France and Germany (1769–1789)*. Diss. Princeton University, 1991, S. 262–264.

7 Joseph Hansen: *Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution 1780–1801*. Bd. 1, Bonn: Hanstein, 1931, S. 668.

8 Hansgeorg Molitor: Zensur, Propaganda und Überwachung zwischen 1780 und 1815 im mittleren Rheinland. In: Alois Gerlich (Hrsg.): *Vom Alten Reich zu neuer Staatlichkeit. Alzeyer Kolloquium 1979* (Geschichtliche Landeskunde 22). Wiesbaden: Steiner, 1982, S. 29. Für Österreich siehe Wangermann: *Von Joseph II.*, S. 7–8, 60, 126.

Goethes, sowie das Lütticher *Journal général de l'Europe* verboten bzw. mit einem Versendungsverbot belegt worden.

Im Sommer 1791 sollte dann das Versendungsverbot auf Initiative des Generalpostmeisters, des Fürsten von Thurn-und-Taxis, reichsweit für alle aus Frankreich kommenden Zeitungen und politischen Zeitschriften durchgesetzt werden. Zwischen dem Sommer 1791 und dem Frühjahr 1792 schlossen sich mehrere deutsche Fürsten – zunächst der Erzkanzler Friedrich von Erthal, dann unter anderem der Landgraf von Hessen-Kassel und der Kurfürst von der Pfalz – dem Verbot an.¹⁰ Die Zirkulation von Zeitungen und politischen Zeitschriften aus Frankreich wurde unter diesen Bedingungen zwar schwieriger, konnte jedoch – wie die Postakten im Fürst Thurn-und-Taxis Archiv Regensburg zeigen – nicht unterbunden werden. Der Versuch, 1791 einen Reichsschluss zustande zu bringen, durch den „ohne Eingriff in die Polizeigewalt der Landesherren reichsweit einheitliche Maßnahmen gegen aufrührerische Schriften ergriffen werden sollten“¹¹, scheiterte schließlich an Kursachsen und Kurbraunschweig. Trotz zahlreicher landesherrlicher Maßnahmen zur Bekämpfung der Verbreitung „aufrührerischer“ Schriften gelangten nach wie vor zahlreiche verbotene Periodika ins Alte Reich. Die Gründe für die Unterminierung der kaiserlichen Zensur sind vielfältig, und nur die Auflösung des Ursachenkomplexes vermag zu erklären, warum das kaiserliche Versendungsverbot trotz massiver Strafandrohungen erfolgreich unterlaufen wurde.

2 Zwischen Profit und Politik – die Interessen der Angestellten der Thurn-und-Taxis-Post

Wichtigste Vermittler zwischen Verlegern und Abonnenten bzw. Lesern von Zeitungen und politischen Zeitschriften waren innerhalb des Reiches auch noch Ende des 18. Jahrhunderts die Reichspost bzw. die Postangestellten

9 Zitiert nach Uwe Eisenhardt: *Die kaiserliche Aufsicht über Buchdruck, Buchhandel und Presse im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation (1496–1806). Ein Beitrag zur Geschichte der Bücher- und Pressezensur*. Karlsruhe: Müller, 1970, S. 59.

10 Vgl. FZA Regensburg, Postakten 1986 fol. 171, fol. 203, fol. 215–216, fol. 287, 228, 231–234c, die Rekonstruktion der Initiative Thurn und Taxis' bei den deutschen Fürsten in Monika Neugebauer-Wölk: *Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta. Eine biographische Studie zum Zeitalter der Französischen Revolution und des Vormärz*. Berlin: Colloquium, 1989, S. 99–101 und S. 113–119. Vgl. hierzu auch *Strasburgisches politisches Journal*, Heft 2 vom Februar 1792, S. 216 und Heft 1 vom Mai 1792, S. 493.

11 Eisenhardt: *Die Kaiserliche Aufsicht*, S. 45.

der jeweiligen Landesposten. Innerhalb des Alten Reiches nahmen so die Postmeister Bestellungen der Abonnenten – auch für aus Frankreich kommende Presseprodukte – entgegen, zogen vom Bezugspreis den mit dem Verleger vereinbarten Grundpreis ab und schickten diesen Betrag, nach Abzug des Preises für Vermittlung und Transport, dem Verleger zu. Bis in die 70er Jahre des 18. Jahrhunderts waren es vor allem die Oberpostämter, die hiervon profitierten, da innerhalb ihres Oberpostamtbezirks die Posthalter der kleineren Postämter die abonnierten Zeitungen den Bestellern portofrei zukommen lassen mussten und die Oberpostämter die Gebühren fast ausschließlich selbst kassierten. Dies änderte sich erst 1776, als den subalternen Posthaltern eines Oberpostamtbezirks zumindest ein Teil des Gewinns durch den Debit zugestanden wurde.¹²

Für die aus Frankreich kommenden Zeitungen und politischen Zeitschriften war und blieb – trotz des Debitverbots – die Thurn-und-Taxis-Post zwischen 1789 und 1800 der wichtigste Vertriebspartner. Bis zum Frühjahr 1791 wurden die Straßburger Zeitungen und Zeitschriften für ihre Versendung ins Alte Reich aus der jeweiligen Druckerei an den Straßburger Spediteur Eberts übergeben, bei dem auch die aus Paris kommenden Blätter gesammelt wurden. Eberts leitete die Presseprodukte an den Postmeister von Wettich in Kehl weiter. Dieser schickte die Zeitungen dann mit der herkömmlichen „Diligence“ – d. h. mit der Postkutsche der Thurn-und-Taxis-Post – an die deutschen Postämter, bei denen sich Leser für die Zeitung subskribiert hatten. Die Akten im Thurn-und-Taxis Zentralarchiv zeigen, dass Wettich einerseits an dem Debit französischer Zeitungen verdiente, andererseits auch aus Sympathie für die Revolution mit den Straßburger und Pariser Verlegern kollaborierte. Er war nicht nur für die Weiterleitung revolutionärer Zeitungen mit verantwortlich, sondern half im Verein mit den Straßburger Behörden auch dabei, aus dem Alten Reich nach Frankreich verschickte Briefe – oft gegenrevolutionären Inhalts – zu unterschlagen. Neben dem Motiv Profit spielte im Fall von Wettich folglich auch das Motiv politischer Interessen bei der Unterminierung von Debitverboten eine Rolle.

12 Martin Dallmeier: Die kaiserliche Reichspost zwischen Zeitungsvertrieb und Zensur im 18. Jahrhundert: In: *Presse und Geschichte: Neue Beiträge zur Kommunikationsforschung*. München u.a.: Saur, 1987, S. 237.

Nachdem im Frühjahr 1791 Franz Georg Karl Graf Metternich-Winneburg¹³ beim Generalpostmeister Beschwerde gegen die in Straßburg verlegte Tageszeitung *Geschichte der gegenwärtigen Zeit* (1791–1793) eingelegt hatte, wurde der Debit der Zeitung im Alten Reich durch Thurn und Taxis am 12. Mai 1791 untersagt. Nun weigerte sich der sowieso schon wegen der Unterschlagungs-affaire von höchster Stelle ermahnte Kehler Postmeister von Wettich, durch die Generaldirektion der Thurn-und-Taxis-Post verwarnt, verbotene Blätter weiterhin zu befördern.¹⁴

Der Debit der unerwünschten Presseprodukte aus Frankreich unter Zuhilfenahme der Thurn-und-Taxis-Post konnte jedoch trotz der nun – allerdings nur vorübergehend – eingestellten Kooperation des Postamtes Kehl nicht unterbunden werden. Französische Zeitungen und politische Zeitschriften wurden nun von Straßburg aus über Basel ins Reich geleitet, von wo aus sie über Emmendingen und Offenburg an ihren letztendlichen Bestimmungsort gelangten. Teilweise schickte man die in Pakete verpackten Zeitungen auch von Straßburg aus über Basel nach Augsburg, von wo sie nach Kehl, aber auch nach Holland geliefert wurden.¹⁵ Ähnliche Methoden waren auch einige Jahrzehnte zuvor von der *Société typographique de Neuchâtel* zur Versendung klandestiner Literatur im Reich angewendet worden.¹⁶

1794 war wiederum auch Kehl ein wichtiger Umschlagplatz für eigentlich verbotene Presseprodukte. Von Kehl aus wurden aus den hier ankommenden Paketen aus Straßburg die Zeitungen nach Frankfurt, Heilbronn, Cannstatt, Rastatt, Schaffhausen, Worms, Karlsruhe, Haslach, Regensburg, Nürnberg, Ulm, Stuttgart, Ansbach, Erlangen, Lahr, Pforzheim, Fürstenberg, Offenburg und Mahlberg weitergeleitet.¹⁷ Um der so bewerkstelligten Verbreitung der Zeitungen im deutschen Süden ein Ende zu setzen, sollten die von der Ober-

13 Dieser war zu diesem Zeitpunkt kaiserlicher Bevollmächtigter in Mainz und Koblenz.

14 Vgl. FZA Regensburg, Postakten 1986 (1791–1793) fol. 203 bis 213' und *Geschichte der gegenwärtigen Zeit*, Register vom Oktober 1790 bis April 1791, S. 20 und Nr. 240 vom 30. Juni 1791, S. 951 (= Abdruck des Briefes der Herausgeber Simon und Meyer an den Fürsten von Thurn-und-Taxis). Zum Verbot der *Geschichte der gegenwärtigen Zeit* bzw. den Interventionen Meyers und Simons beim Fürsten von Thurn-und-Taxis vgl. Neugebauer-Wölk: *Revolution und Constitution*, S. 113–119.

15 Der Umweg über Basel wurde u. a. deshalb genommen werden, weil laut Postakten im FZA die Brücke zwischen Straßburg und Kehl gesprengt worden war und somit die Postkutsche nicht mehr direkt über den Rhein gehen konnte.

16 Freedman: *Process of Cultural Exchange*, S. 259.

17 Vgl. FZA Regensburg, Postakten 1987 Zeitungswesen 1794–1799.

postdirektion beauftragten Posthalter immer wieder die aus Basel kommenden Pakete öffnen und die Zeitungen zurückhalten, so dass sie nicht mehr an ihre Abonnenten gelangten.¹⁸ Da die Posthalter jedoch von diesem zu unterdrückenden Zeitungsdebit finanziell profitierten, hielten sich längst nicht alle an den Befehl der Generaldirektion in Regensburg.

Wurden diese Zuwiderhandlungen in Regensburg bei der Generaldirektion der Thurn-und-Taxis-Post bekannt, so versuchten sich die Postmeister damit herauszureden, dass sie angenommen hätten, das Speditionsverbot für französische Zeitungen gelte nur in der Oberpfalz bzw. den „bayerischen Landen“, oder sie gaben vor, von dem Debitverbot für französische Blätter gar nichts gewusst zu haben. Der Versuch, eine reichsweite Zensur durchzusetzen, scheiterte, da ihr Publizität sowie Klarheit und Eindeutigkeit sowohl bezüglich der geographischen Reichweite des Debitverbotes als auch hinsichtlich der generellen Gültigkeit für alle französischen Zeitungen und politischen Zeitschriften fehlten. Die angeblich mangelnde Eindeutigkeit der Zensurgesetzgebung nahmen die Postmeister so zum Anlass, mit dem Debit der Presseprodukte aus Frankreich fortzufahren. Der eigentliche Grund für die Weigerung etlicher Thurn-und-Taxis-Postämter, den Debit französischer Blätter einzustellen, wurde jedoch in etlichen Schreiben an die Generaldirektion in Regensburg deutlich genannt: Das Oberpostamt in Köln fürchtete beispielsweise bei einem generellen Debitverbot für den *Moniteur* massive finanzielle Verluste – „einen ansehnlichen Schaden“, wie es hieß, da die Zeitung in anscheinend nicht wenigen Exemplaren in Kurköln und Kurtrier gelesen wurde.

Neben den Oberpostmeistern und subalternen Posthaltern waren die Kutscher der Thurn-und-Taxis-Post, die „Conducteurs“, die wichtigsten Kollaborateure der französischen Verleger. Zu den notorischsten Verbreitern von „aufrührerischen französischen Druckschriften“ zählte der Postkutscher Johannes Duffner aus Kehl, der im Sommer 1791 den *Letzten Ruf der freige-wordenen Franken an die unterdrückten Deutschen*¹⁹ (Straßburg 1791) auf seinem Kurs von Kehl nach Augsburg in Kehl, Offenburg, Gengenbach, Villingen

18 Vgl. Brief des Freiburger Postmeisters an den Fürst von Thurn-und-Taxis vom 12. April 1794 in FZA Postakten 1987 Zeitungswesen 1794–1799.

19 Dieser war bis ins Banat verbreitet. Vgl. Hellmuth G. Haasis: *Gebt der Freiheit Flügel. Die Zeit der deutschen Jakobiner 1789-1805*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1988, S. 639–655.

(Vorderösterreich), Ulm und Günzburg (Vorderösterreich) an die dortigen Postmeister verteilte.

Der Unterminierung des Debitverbots war sich die Generaldirektion in Regensburg ebenso bewusst wie auch der Gründe, die ihre Angestellten dazu veranlassten, dem Verbot der Generaldirektion zuwiderzuhandeln. Der „Eigennutz“²⁰ der Postangestellten, d. h. deren Extraverdienst, war Regensburg ein großer Dorn im Auge. Man hatte deshalb einhundert Reichstaler Strafe für die Postbediensteten ausgesetzt, die dem Verbot wissentlich zuwiderhandelten und damit dem Transfer revolutionärer Presseprodukte absichtlich Vorschub leisteten.²¹ Die Strafandrohung blieb jedoch wenig wirksam – drakonische Strafen ließen sich in den Akten des Zentralarchivs nicht nachweisen –, so dass sich die Straßburger Journalisten und Verleger teilweise höhnisch bezüglich der mangelnden Durchsetzungsfähigkeit der thurn-und-taxisischen Maßnahmen zur Unterdrückung der revolutionären Presse äußerten.²²

Wie Studien zur Verbreitung klandestiner Literatur in vorrevolutionärer Zeit zeigen, war es durchaus nicht untypisch, dass zur Verbreitung von „verbotenen“ Zeitungen, Zeitschriften und Büchern genau die Systeme funktionalisiert wurden, die in „der Arkanpolitik absolutistischer Höfe“ ebenfalls im Gebrauch waren.²³

3 Die spedierte Zeitungen und Zeitschriften

Eine Quantifizierung der ins Alte Reich spedierte verbotenen revolutionären Zeitungen und Zeitschriften ist aufgrund der Lückenhaftigkeit der Überlieferung bislang nicht möglich. Ob wirklich – wie es in einem Brief des Freiburger Postmeisters an den Fürsten von Thurn und Taxis vom April 1794 heißt – „erstaunliche Mengen derley gefährlichen Zeitungen das bestehende

20 Brief des Freiburger Postmeisters an den Fürsten von Thurn-und-Taxis vom 12. April 1794, FZA Postakten 1987.

21 Vgl. FZA Regensburg, Postakten 1986 (1791–1793), fol. 254 f., hier nach Neugebauer-Wölk: *Revolution und Constitution*, S. 147.

22 Vgl. *Geschichte der gegenwärtigen Zeit* vom 31. August 1791, S. 1202.

23 Christine Haug: „Die kleinen französischen Schriften gehen zur Zeit ungleich stärker als aber andere solide Werke...“. Der Buchhändler Johann Georg Esslinger (1710–1775) in Frankfurt am Main und sein Handel mit Geheimpliteratur. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 4, (2002), S. 112.

(...) Verbotts ungeachtet²⁴ ins Alte Reich gelangten bzw. wie groß diese Menge wirklich war, lässt sich kaum sagen. Einzelne Zahlen vermögen jedoch zumindest ansatzweise einen Eindruck zu vermitteln, in welcher Größenordnung unerwünschte Presseprodukte aus Frankreich ins Alte Reich gelangten.

Wie Monika Neugebauer-Wölk in ihrer Studie zu den Brüdern Cotta gezeigt hat, kamen 1791 beispielsweise allein von der ersten Nummer von Friedrich Cottas *Strasburgischem politischen Journal* (1792) trotz des im Alten Reich bestehenden Debitverbotes 900 Exemplare über die Grenze. Da es sich hier allerdings um die Startauflage handelte, bei denen man zu Werbezwecken zunächst höhere Auflagen druckte und die Exemplare teilweise auch kostenlos verteilte, ist diese Zahl doch eher als Ausnahme zu werten. In den 1791 und 1794 auf Befehl der Generaldirektion interzeptierten Paketen befanden sich zumeist zwischen zehn und maximal hundert Exemplare einer Zeitung oder politischen Zeitschrift. Allerdings ist zu fragen, ob bei der 1791 und 1794 auf Befehl der Generaldirektion in Regensburg erfolgenden Öffnung von Paketen im südwestdeutschen Raum wirklich das Gros der von Frankreich kommenden Zeitungen und politischen Zeitschriften erfasst wurde oder ob die am weiteren ungehinderten Debit interessierten Posthalter nicht einfach die meisten Pakete ungehindert passieren ließen.

Waren nun die abonnierten Zeitungen wirklich so „gefährlich“, wie sie von der Reichspost und dem Kaiser eingestuft wurden? Zu den am häufigsten spedierte Titeln gehörten laut Akten im Thurn-und-Taxis-Zentralarchiv in Regensburg die Pariser Zeitungen *Moniteur universel*, *Journal de Paris*, *Correspondance politique*, *Journal des Débats et des Décrets* sowie *Gazette française*.²⁵ Darauf folgten Straßburger Zeitungen wie der von deutschen Emigranten redigierte *Straßburger Kurier* (1793–1798) oder Salzmanns *Strasburgische Zeitung* (1791–1795). Innerhalb des politischen Spektrums der in Frankreich zur Revolutionszeit produzierten Zeitungen gehörte der *Moniteur*, zum Teil auch das *Journal des Débats et des Décrets* sicherlich zu den politisch neutralsten Organen. Das *Journal de Paris* war ein dem rechten republikanischen Spektrum zuzuordnendes Blatt, die *Correspondance politique* war eine Zeitung der konstitutionellen Monarchisten der Zeit nach dem Thermidor.

24 *Deutsche Statsliteratur*, Heft vom Juni 1792, S. 284.

25 FZA Postakten 1987.

Dezidiert republikanisch war von diesen Zeitungen allein die *Gazette de France* – ein girondistisches Blatt. Radikal robespierristische, republikanische oder babouvistische Blätter gehörten also nicht zum Spektrum der am meisten verbreiteten französischen Zeitungen. Besonders „auführerische“ und „gefährliche“ Schriften waren also nicht gerade unter diesen im Alten Reich verbreiteten französischen Blättern. Von den Obrigkeiten wurde dies jedoch anders gesehen. Hier galt allein das *Journal de Paris* als neutral, während der *Moniteur* als gefährlich angesehen wurde, weil sich hier „freilich viele Raisonsnements (befinden), und er mit desto lebhafteren Farben die Gesez = Ordnung und das gegenwärtig alles zerstörenden Systems der französischen Anarchie vorstellt“. Dem Oberpostmeister Vrints-Berberich in Frankfurt erschien es deshalb „unglaublich“, dass man den *Moniteur* „mit einem anderen Interesse als jenem des Entsetzens und des Unwillens lesen“ könnte.²⁶

4 Abonnenten und Leser im Alten Reich – Versuch eines Sozialprofils

Dass die thurn-und-taxisschen Postämter sich – wie gezeigt – schlichtweg weigerten, die kaiserlichen Debitverbote zur Kenntnis zu nehmen, lag nicht nur im kommerziellen Interesse der Postmeister und ihrer Spediteure begründet. In einem Brief des Frankfurter Oberpostmeisters Vrints-Berberich an die Generaldirektion in Regensburg heißt es:

„Ich glaubte auch diesen Debit um so weniger ganz und gar mich widersetzen zu müssen, als weder die hochfürstliche Befehle noch die allerhöchsten Kaiseravocatorien alle Zeitungen indistincte (...) verboten haben, die meisten auch von Staats=Männern und Landesherren selbst anbestellet worden, welchen viel daran gelegen ist, den gegenwärtigen Gang deren Geschäften und der Lage darind in Frankreich genau zu wissen, so erhalten selbst Seine Churfürstliche Gnaden von Mainz, und 2 in Mainz am Ruder sitzende Staats=Männer von dem hiesigen Oberpostamt *Moniteurs* und *Journaux de Paris*.“²⁷

Ähnlich argumentierte auch der Oberpostmeister in Köln, der darauf hinwies, dass zu den Abonnenten der verbotenen französischen Zeitungen – wie dem *Moniteur* – und politischen Zeitschriften vor allem der Kurkölnische Hof

26 FZA Postakten 1987.

27 Brief des Oberpostmeisters von Frankfurt Vrints-Berberich vom 22. Juni 1794 an die Generaldirektion in Regensburg, FZA Postakten 1987.

und das Ministerium sowie die französischen Prinzen zu Koblenz und viele dort lebende französische Emigranten gehörten, die gewiss keine Gefahr liefen, von prorevolutionärer Propaganda angestachelt eine Revolution im Alten Reich in die Wege zu leiten.²⁸ Die Postämter wollten diese zahlungskräftige Kundschaft nicht verlieren und zeigten sich verständnislos darüber, dass man dieser Leserschaft die Informationen entziehen wollte. Einsichtiger bezüglich der Sorgen von Seiten der Generaldirektion zeigten sich die Postmeister bezüglich der deutschsprachigen Zeitungen, die vor allem aus dem Elsass ins Reich gelangten. Hier war man eher geneigt, dem Debitverbot Folge zu leisten.

Im Juni 1794 zeigte Vrints-Berberich der Generaldirektion an, dass er persönlich dem Verbot, französische Schriften und Zeitungen im Alten Reich zu verteilen, gehorcht hatte. Mit Bekanntgabe seines persönlichen „Gehorsams“ setzte Vrints-Berberich die Generaldirektion jedoch gleichzeitig davon in Kenntnis, dass die Postämter in seinem Verantwortungsbereich dem Befehl nicht genügend Folge leisteten und behaupteten, für das Verbot wären die jeweiligen Landesherren ihrer Abonnenten zuständig und nicht der Fürst von Thurn-und-Taxis. Ein Kompetenzgerangel zwischen Landesherren und Thurn-und-Taxis-Post scheint es somit den Posthaltern ermöglicht zu haben, den Debit der verbotenen Ware fortzusetzen. Darüber hinaus wurde für so genannte privilegierte Personen eine Ausnahmeregelung getroffen: Minister und Gesandte durften verbotene Zeitungen lesen; diese wurden ihnen mit Erlaubnis der Generaldirektion zugestellt.

Waren nun unter den Lesern der französischsprachigen Blätter wirklich nur sowieso antirevolutionär eingestellte deutsche Eliten, Angehörige des Adels und französische Emigranten? Hier exakte Angaben zu machen, ist bislang unmöglich, da die vollständigen Abonnentenlisten der Pariser und Straßburger Journale und ihre Pendanten im Alten Reich weitgehend fehlen. Allerdings sind aus den Zensurakten im Thurn-und-Taxis Zentralarchiv zumindest die Abonnenten über die von einigen südwestdeutschen Postämtern auf Anfrage der Generaldirektion eingereichten Listen ersichtlich. Unter den namentlich bekannten Lesern des *Moniteur* waren u. a. die Herzogin von Württemberg, ihr

28 FZA, Postakten 1986, fol. 72 v.

Sohn Prinz Friedrich Wilhelm, ein Lord Yarmouth (Mannheim) sowie zahlreiche französische Emigranten. Dazu kamen einige Universitätsprofessoren. Die *Feuille du Salut public*, ein dantonistisches Blatt, hatte indes ein Stadtschreiber in Nagold abonniert. Weitere Leser des *Journal de Paris*, der *Correspondance politique*, des *Journal des Débats et des Décrets* sowie der *Gazette française* – eine Zeitung der Gironde – waren der Herzog von Zweibrücken, Baron von Stengel, ein französischer Prälat in Mannheim sowie ein Minister des Kurfürsten von der Pfalz, der bayerische Kurfürst Karl Theodor selbst, der Baron von Hardenberg, ein General in Frankenthal, die diese Blätter wohl vor allem informationshalber und weniger aus Begeisterung für die Revolution lasen. Konterrevolutionäre Journale wie das *Journal de Perlet* wurden vor allem von französischen Emigranten gelesen.

Sozial wesentlich differenzierter und damit die Befürchtungen des Kaisers und der Thurn-und-Taxis-Post bestätigend war die Leserschaft der deutschsprachigen Straßburger Zeitungen. So wurde beispielsweise der *Straßburger Kurier* von einem Oberforstmeister, einem „Professor“ aus dem Badischen, einem Amtmann, dem „Burgmeister“ sowie einem Apotheker aus Gernsbach, einem Krämer aus Rastatt, einem Posthalter aus Bühl, einem Spediteur aus Kehl und selbst von einem Abbé aus Bemmheim und von der Äbtissin des Klosters Frauenalb abonniert. In Karlsruhe hatten den *Straßburger Kurier* ein Rechnungsrat, ein Geheimer Rat sowie ein Kaffeehauswirt im Abonnement. Auch einige nicht näher zu identifizierende „Unternehmen“ wie Karl Otts et Comp. und Schneider und Campe in Offenburg lasen die Zeitung. In Regensburg sind der Kapellmeister Danz(i),²⁹ in Nürnberg ein Hofrath von Blant als Abonnenten nachweisbar. Vom Postamt Ludwigsburg wurde das Blatt an einen Handelsmann weitergeleitet.³⁰ Den radikalrepublikanischen *Weltboten* Butenschöns lasen im April 1794 in Karlsruhe ein jüdischer „Postfaktor“, ein Buchdrucker, ein Sekretär, ein Pfarrer sowie eine „Handelsjüdin“, in Stuttgart ein „Rechnungsprobator“ sowie ein Stadttammann. Dazu kamen der Fürst von Fürstenberg, ein General von Raspot, ein Hauptmann, ein Pfarrer in Rüppenheim, ein Major in Offenburg und ein Landser in Mahl-

29 Eventuell handelt es sich hier um den Komponisten und Münchner Kapellmeister Franz Danzi (1763–1826).

30 Vgl. FZA Regensburg, Postakten 1987 Zeitungswesen 1794–1799.

berg.³¹ Zu den Abonnenten der deutschsprachigen Straßburger Zeitungen gehörten damit sowohl Angehörige des „Bildungsbürgertums“ als auch höhere Verwaltungsbeamte, Handelsleute, Angehörige des Klerus und des Adels, Offiziere, ein einfacher Soldat sowie auch eher dem Kleinbürgertum zuzurechnende Leser wie der Rastatter Krämer, Postangestellte und der Karlsruher Kaffeehauswirt. Falls letzterer seine Zeitung in seinem Kaffeehaus auslegte, konnten sich hier weitere Karlsruher mittels *Straßburger Kurier* über die Ereignisse in Frankreich bzw. das Kriegsgeschehen im Alten Reich informieren. D. h. die deutschsprachigen Zeitungen aus Frankreich erreichten – soweit dies die vorhandenen Quellen zu zeigen vermögen – tatsächlich Schichten, in denen prorevolutionäre Zeitungen für die Obrigkeiten „gefährliche“ Auswirkungen zu haben vermochten, d. h. Mobilisierungs- und Organisierungsfunktionen innerhalb einer mit der Revolution sympathisierenden aufgeklärten Öffentlichkeit übernehmen konnten.

5 Die Verbreitung der speditierten Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland und Österreich

So weit sich dies bislang anhand von Postakten, Vertriebsnetzen, Anzeigenwesen u. ä. rekonstruieren ließ, waren die verbotenen Zeitungen und Zeitschriften nicht nur in der Schweiz, in Deutschland, und hier vor allem im deutschen Südwesten und im Rheinland, sondern auch in den Habsburgischen Landen verbreitet.

Die *Annales de la République*, das *Journal de Perlet* und die von Johann Jakob Kämmerer in Straßburg herausgegebenen *Neuesten Religionsbegebenheiten* in Frankreich wurden im vorderösterreichischen Raum gelesen.³³ Das gleiche gilt auch für den 1792/93 in Straßburg erscheinenden *Argos* Eulogius Schneiders, der auch in Passau und an der österreichischen Grenze Bayerns nachweisbar ist.³⁴ Ebenso im deutschen Südwesten, d. h. der Markgrafschaft Baden und Württemberg, in Vorderösterreich und in Bayern verbreitet waren

31 Vgl. FZA Regensburg, Postakten 1987 Zeitungswesen 1794–1799.

33 Vgl. FZA Postakten 1987.

34 Vgl. *Argos* I, Bd. I, Nr. 46 vom 7. Dezember 1792, S. 365–366.

die Straßburger Zeitschriften *Strasburgisches politisches Journal*, *Geschichte der gegenwärtigen Zeit*, *Der Weltbote* und *Straßburger Kurier*.³⁵

Der *Weltbote* und der *Straßburger Kurier* waren überdies in Frankfurt, Hessen-Darmstadt, in der Reichsstadt Augsburg, den Fürstenbergischen Gebiete, Franken mit Ansbach und Erlangen, der Reichsstadt Heilbronn, Regensburg sowie im Bistum Salzburg nachweisbar.³⁶

6 Ergebnisse

Was in der Epoche der Französischen Revolution folglich die Durchsetzungsfähigkeit der kaiserlichen Zensur und hier vor allem der Debitverbote für französische Blätter verhinderte, war

1. Das Fehlen einer reichsweiten Gesetzgebung, die mehr, als dies die vagen Bestimmungen der Wahlkapitulation Leopolds II. zuließen, zu einem eindeutigen und einheitlich in allen Territorien durchführbaren Vorgehen gegen unerwünschte Presseprodukte hätte führen können.
2. Das finanzielle Interesse der Postämter, die für den Debit französischer Blätter zuständig waren, und sich schlichtweg aus kommerziellen, aber auch aus ideologischen Gründen weigerten, dem kaiserlichen Debitverbot Folge zu leisten. Postmeister und -halter konnten sich durch die Entgegennahme von Abonnementswünschen für französische Verleger und den Debit der bestellten Blätter ein „Zubrot“ verdienen, auf das diese nicht verzichten mochten und deshalb den Anordnungen der Generaldirektion notorisch zuwiderhandelten.
3. Grund für die Weigerung der Postämter, den Debit französischsprachiger Zeitungen einzustellen, war neben dem Interesse an den Portoein-

35 Vgl. beispielsweise die Leserbriefe aus der Reichsstadt Ulm, aus Württemberg und aus München (*Strasburgisches politisches Journal*, 2. Heft vom Januar 1792, S. 65–89, 1. Heft vom März 1791, S. 268–276, 1. Heft vom April 1792, S. 362–372, 2. Heft vom April 1792, S. 393–407, S. 409–410 und 457–476, Brief vom 10. August 1792, S. 900–901, Heft vom September 1792, S. 897–899, Brief vom 4. November 1792 im Heft vom November 1792, S. 1108–1109). Siehe auch die Beschwerde des Kurfürsten von Pfalzbayern vom Februar 1792 über die Verbreitung der Zeitung in Bayern an die Generaldirektion in Regensburg, FZA Regensburg, Postakten 1986 fol. 254 f. Für Vorderösterreich siehe FZA Regensburg, Postakten 1987.

36 Vgl. *Weltbote*, Nr. 296 vom 15. Dezember 1793, S. 1187–1188 und Nr. 290 vom 18. Frimaire II (8.12.1793), S. 1164 und FZA Postakten 1987 Zeitungswesen 1794–1799.

künften, dass sie ihre Kundschaft – Adel, Klerus, hohe Verwaltungsangestellte und französische Emigranten – nicht als gefährdet ansahen, vom revolutionärem Geist „befallen“ zu werden.

4. Das Interesse der deutschen Fürsten und der Eliten an Informationen aus Frankreich und ihr gleichzeitiger Versuch, den Informationsfluss für andere – „gefährdete“ Leser – zu unterbinden standen sich diametral entgegen. Diese Crux machten sich Verlagshäuser, Posthalter und Buchhändler zunutze, um die Verbreitung klandestiner Literatur und Periodika rechtfertigen zu können. Auch dies war eine Praxis, die sich in Europa lange vor dem Ausbruch der Französischen Revolution erfolgreich etabliert hatte.³⁷
5. Von der Thurn-und-Taxis-Post wurde erkannt, dass, wenn Zeitungen für bestimmte Angehörige der Eliten ins Alte Reich gelangten, damit auch Tür und Tor für Bestellungen von anderen Interessierten geöffnet wurden. Deshalb versuchte die Generaldirektion in Regensburg den Debit grundsätzlich zu unterbinden. Vor allem bei den Straßburger Zeitungen schien sich genau das zu bestätigen, was die Obrigkeiten im Alten Reich befürchteten, nämlich, dass diese Blätter Schichten erreichten, die für die Revolution durchaus zu begeistern waren.

³⁷ Haug: *Die kleinen französischen Schriften*, S. 125.

Hedvig Ujvári:

Der Pester Lloyd (1854–1945) als

„Financial Times des Ostens“

Zum organischen Bestandteil der ungarischen Pressegeschichte gehörten seit dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts bis ca. 1920 auch die deutschsprachigen ungarländischen Presseerzeugnisse. Unter ihnen sorgte der *Pester Lloyd*, besonders unter der 40jährigen Chefredaktion von Max Falk, auch außerhalb der Landesgrenzen für Furore. Die wichtigsten Meilensteine der geschichtsträchtigen Jahrzehnte seines Bestehens sollen nun in gedrungener Form dargestellt werden.¹

1852 gründete der Pester Kaufmann Jakob Kern mit anderen Kaufleuten eine Handelsgesellschaft namens „Pester Lloyd“ zur Wiederbelebung des Handels in Ungarn. Zu den Tätigkeiten der Gesellschaft (Sitz: in Pest)² gehörte u. a. die Gründung einer Kornhalle, einer Effektenbörse, die Einrichtung des Lloydgebäudes sowie die Unterstützung und Förderung gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Vorhaben. Von den Mitgliedern der Handelsgesellschaft wurde kurz nach dem Zustandekommen der Gesellschaft die Herausgabe eines periodisch erscheinenden Organs mit dem Ziel ins Leben gerufen, das deutschsprachige Bürgertum Ungarns – 1851 gab es mehr als 40% deutschsprachige Einwohner in Pest, fast 70% in Buda/ Ofen – vom Handel und Wandel des Landes zu informieren. Nicht minder waren die Herausgeber bestrebt, ungarische Politik, Wirtschaft und Kultur im deutschsprachigen Ausland verständlich zu machen.

¹ Zu den detaillierten Forschungsergebnissen und Forschungsquellen siehe: Hedvig Ujvári: *Die Geschichte des Pester Lloyd zwischen 1854–1875*. I. In: *Magyar könyvszemle [Ungarische Bücherrevue]* 117 (2001), Heft 2, S. 189–203. <http://epa.oszk.hu/00000/00021/00029/0006-230.html>. Unter den deutschsprachigen Arbeiten vgl. u. a.: Erwin Papp: *Ungarn zwischen Revolution und Ausgleich. Ungarische Presse und Pressepolitik von 1849 bis 1867*. Wien: Phil. Diss, 1979 sowie einige Studien in www.kakania.ac.at.

² Damals gab es noch kein Budapest, lediglich Pest, Buda (Ofen) und Altöfen. Die drei Stadtteile wurden erst 1873 zu Budapest vereinigt.

Die Gründung des Blattes erfolgte in einer Zeit, als jegliches publizistisches Wirken streng von der Zensur beobachtet wurde. Die Pressegesetze des gefürchteten Innenministers Baron Bach waren hart und streng. Brisante Themenbereiche wie z. B. Politik oder die Erläuterung von finanziellen und ökonomischen Fragen waren strengstens untersagt. Jegliche Kritik, Auflehnung gegen den Thron und Stimmen für die Einheit des Reiches wurden unterdrückt. In den ersten Jahren ihres Bestehens brachte die Zeitung im überwiegenden Teil eher allgemeine Handelsnachrichten, sie galt als maßgebliches Wirtschaftsblatt. Als verantwortlicher Redakteur (ein Chefredakteur wurde nicht verzeichnet) fungierte zwischen 1854 und 1866 Johann Weiß. Laut Vertrag wurden ihm 1.500 Forint Jahreseinkommen und 50% des Ertrags der Zeitung zugesichert. Für ein Jahresabonnement wurden 15 Forint festgelegt. Den Druck des Blattes übernahm Gusztáv Emich unter der Bedingung, das Pränumerationsblatt in 5.000 Exemplaren herauszubringen. Ein Aufsichtsrat des Blattes wurde ins Leben gerufen, die Mitglieder waren vornehme Pester Kaufleute. Das Probeexemplar erschien am Sonntag, dem 11. Dezember 1853, das regelmäßige Erscheinen des Blattes begann mit dem 1. Januar 1854.

Das Blatt bestand aus vier, sechs oder acht Seiten. Die erste Seite enthielt die Wiener Börsenkurse und die Fahrpläne der Dampfschiffe und der Eisenbahn. Ebenfalls auf dieser Seite erschienen die Börsen- und Handelsnachrichten sowie am Samstag die Handelsübersicht der Woche, Geschäftsberichte und nicht zuletzt der Wasserstand der Donau. Die zweite Seite befasste sich mit der politischen Berichterstattung, und falls es ein Feuilleton gab, wurde es meistens hier gedruckt, eventuell schon auf Seite eins, unter dem Strich. Auf Seite drei wurde die politische Berichterstattung fortgesetzt, weiterhin die Nachrichten zum Tagesgeschehen, die telegraphischen Depeschen des Blattes sowie die Zusammenfassung der Tagesneuigkeiten gedruckt. Annoncen für Veranstaltungen, die Fremdenliste und der Name des verantwortlichen Redakteurs wurden in der Spalte „Offener Sprechsaal“ platziert. Die vierte Seite gehörte ganz den Anzeigen, Mitteilungen und Bekanntmachungen. Falls das Blatt aus sechs oder acht Seiten bestand, bildeten zwei bzw. vier Seiten die Beilage, die für kurze Berichte und zahlreiche Anzeigen offen stand. Nicht selten umfassten bei einer achtseitigen Wochenendausgabe drei Seiten ausschließlich Werbung. Erschien das Blatt sowohl samstags als auch sonntags, dann war der Inhalt der Sonntagsausgabe der Samstags-

ausgabe sehr ähnlich und das Blatt erschien am darauf folgenden Montag nicht.

Obwohl im ersten Halbjahr die Bilanz bereits ein Defizit von 5880 Forint aufwies, wurde kurz nach dem Erscheinen des Blattes am 10. Juni 1854 auch die Ausgabe eines täglichen Abendblattes beschlossen. Dies erwies sich als ein finanzieller Erfolg, denn die Abonnentenzahl belief sich am 15. Januar 1855 bereits auf 2300. Für die damaligen Verhältnisse ist charakteristisch, dass Polizeidirektor Prottmann in einem Schreiben an die Gesellschaft den Umstand beanstandete, mit welcher Geschwindigkeit das Blatt die Nachrichten veröffentlichte. Ein Telegramm galt damals eher als Seltenheit, und ein eigenständiger Artikel wurde nur sehr selten veröffentlicht. 1857 wurde der Zeitungsstempel eingeführt, demzufolge musste das Jahresabonnement um 4 Forint erhöht werden. Diese Maßnahme brachte aber keine bedeutende Änderung der Abonnentenzahl mit sich.

Das Ende der Bach-Ära und personelle Änderungen prägten die Geschichte der 1860er Jahre des Blattes. Der Chefredakteur Johann Weiß schied 1866 aus der Redaktion aus, sein Nachfolger wurde Dr. Samuel Rothfeld, der diese Position bis 1867 inne hatte. Auf diesen Umstand verweisen jedoch nur Erinnerungen und Berichte von Zeitgenossen sowie verschiedene Lexika. Nach gründlichem Studium des Jahrgangs 1866 des Blattes konnte der Wechsel des Chefredakteurs nicht festgestellt werden. Die Ausgaben erwähnen seit dem Zustandekommen des Blattes nie den jeweiligen Chefredakteur, lediglich der Name des verantwortlichen Redakteurs wurde angegeben. Dieser war seit dem Zustandekommen des Blattes bis zum 8. Dezember 1867 sowohl während der Ära Weiß als auch während der Ära Rothfeld Karl Weißkircher.

Die Unstimmigkeiten, die sich in den Jahren 1866/67 zwischen der Redaktion und dem Zeitungsausschuss der Lloyd-Gesellschaft entwickelt hatten, führten zum Bruch. Die Redaktion verließ samt Vertrieb die Gesellschaft und gründete ihre eigene Zeitung namens *Ungarischer Lloyd* (1867–1876).

Nach dieser Trennung fungierte Emanuel Blau als verantwortlicher Redakteur des *Pester Lloyd*, der seit der Gründung des Organs zu den Mitarbeitern gehörte. Er versah nur knappe zwei Wochen diesen Aufgabenbereich, denn um das Fortbestehen des *Pester Lloyd* zu sichern verhandelte die Handelsgesellschaft wegen der Vergabe des Postens des Chefredakteurs mit mehreren namhaften Journalisten und Politikern. Nach etlichen erfolglosen

Verhandlungen beabsichtigte der Zeitungsausschuss der Gesellschaft für den Posten den berühmten Journalisten Dr. Max Falk zu gewinnen, der sich als Wiener Korrespondent ungarischer Zeitungen bekannt und beliebt gemacht hatte. Der Kandidat sagte zu, und damit nahm ein neues Kapitel in der Geschichte des *Pester Lloyd* seinen Anfang.

Als Chefredakteur übernahm Falk die Leitung des *Pester Lloyd* am 20. Dezember 1867. Am darauf folgenden Tag erschienen bereits drei Artikel³ aus seiner Feder, in denen er sein journalistisches Programm detailliert darstellte sowie sich zur politischen Einstellung seines Blattes äußerte. Zuerst sprach er seine Mitarbeiter an, ohne die er nicht imstande wäre, der ihm anvertrauten Aufgabe gerecht zu werden. Er fand Unterstützung im Kreis der sich um das Blatt versammelnden „tüchtige[n] literarische[n] Kräfte[n]“ und im Kreis „eine[r] Reihe ausgezeichneter Fachmänner aus den verschiedenen Lebenssphären“, die „nicht nur den guten Willen, sondern auch die Fähigkeit besitzen“, ihn zu unterstützen. Als seinen einzigen Verdienst nannte er, „diese zerstreuten Kräfte gesammelt und zu konzentrischem Wirken nach einem bestimmten Ziele hin vereinigt zu haben“: „Dieses Ziel ist kein anderes und kann kein anderes sein, als die Förderung der geistigen und materiellen Interessen Ungarns, die Entwicklung seiner Freiheit und seines Wohlstandes mit- und durch einander.“⁴ Falk betonte den Zusammenhang von Freiheit und Wohlstand. Unter Letzterem verstand er „einen alle Schichten der Gesellschaft durchströmenden Wohlstand“ des gesamten Volkes, nicht den Wohlstand und Reichtum Einzelner. Zu dessen Erlangung führe der Weg durch erhöhte Arbeit, dem Volk auferlegt vom Staat, d. h. mit einem erhöhtem Maß von Pflichten. Dafür muss dem Volk auch „ein höheres Maß von Rechten zu Theil werden“.⁵ Da die ganze Menschheit „durch Arbeit nach dem Rechte, wie nach den Mitteln, frei zu werden, frei zu bleiben“ ringt, definierte Falk die Aufgabe der ihres Berufes bewussten Presse, den Kämpfern dabei „ermuthigend, belehrend, unterstützend zur Seite“ zu stehen.⁶ „Für Freiheit und Wohlstand, für Förderung der geistigen und materiellen Interessen“ zu kämp-

3 Max Falk: An die geehrten Leser des „Pester Lloyd“ und die anderen zwei nicht betitelten Artikel, in: *Pester Lloyd*, Nr. 299 v. 21. Dezember 1867, S. 2.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Ebd.

fen sah er als grundlegende Aufgabe eines jeden maßgebenden publizistischen Organs an, so auch seines Blattes. Falks Hauptbestreben richtete sich danach, dass der *Pester Lloyd* ausgewogen beiden Aufgabenbereichen der Publizistik gerecht werde: Das Blatt sollte weder nur als politisches Journal fungieren, in dem die Handelsnachrichten nur marginal behandelt werden noch ausschließlich Handels- und Gewerbebezwecken dienen, wobei die politischen Ereignisse nur spärliche Behandlung erfahren. Zuletzt äußerte er sich zu seiner Person und seinen Prinzipien. Er steuerte dem Blatt seine zwanzigjährige Berufserfahrung, seine ständig wohlbewahrte Unabhängigkeit sowie seinen makellosen Namen bei. Im folgenden Artikel⁷ gab Falk seine politische *Ars Poetica* preis. Er wies auf die prekäre politische Situation hin, denn er übernahm das Blatt nach dem Ausgleich mit Österreich, in einer politischen Situation, in der Ungarn vor einer bedeutenden Wende stand. Gerade in dieser Zeit der Umwandlungen könne und dürfe das Blatt auf keinen Fall als Organ einer bestimmten Partei fungieren. Die Zeitung wolle lediglich die politischen Parteien im Umgestaltungsprozess begleiten, sich jedoch von jeglicher Stellungnahme zugunsten einer Partei strikt fernhalten, aber unbedingt an der Wegbereitung für Freiheit, Humanität und Zivilisation teilhaben. Mit diesem Bekenntnis war gleichzeitig das Verhältnis zu der Regierung gekennzeichnet, welche sich im überwiegenden Teil aus Befürwortern des Ausgleichs zusammensetzte. Diese politische Stellungnahme stimmte mit der des *Pester Lloyd* überein, so lag es dem Blatt „sicherlich völlig ferne, dieser Regierung, deren Emporkommen wir als ein Glück für Ungarn betrachteten und noch betrachten, systematische Opposition machen zu wollen“.⁸ Falk sah seine Hauptbestreben in drei Zielsetzungen manifestiert: Unbefangenheit, patriotischer Wille und Förderung des Wohlstandes des Vaterlandes. In diesem Sinne wollte er sich an der Spitze eines in deutscher Sprache geschriebenen ungarischen Blattes behaupten.⁹

Bei der Struktur des Blattes folgte Falk den Grundzügen seiner Vorgänger, jedoch wurde der politischen Berichterstattung mehr Platz eingeräumt, und in diese wurde mehr journalistischer Aufwand investiert. Die Seitenzahl lag bei Falk durchschnittlich zwischen sechs und zwölf. An den Wochenenden war es

7 Weder betitelt noch signiert.

8 Ebd.

9 Ebd.

keine Seltenheit, dass aus den zwölf Seiten (beinhaltete zwei Beilagen) acht nur Werbezwecken dienten. Das Abendblatt war nicht so seitenstark, aber oft wurden auch hier Feuilletons abgedruckt. Die Journalisten machten sich nur selten kenntlich, wenn überhaupt, dann nur die Feuilletonisten. Eines war aber deutlich zu erkennen: Der Name des verantwortlichen Redakteurs: Max Falk. Die übernommenen Redaktionstraditionen seiner Vorfahren Weiß und Rothfeld, die dem Organ praktisch nur ihren Namen gaben und sich mit den Redaktionsarbeiten offensichtlich nicht befassen, gedachte Falk nicht fortzusetzen: Er war nicht nur der Chefredakteur des *Pester Lloyd*, sondern auch der verantwortliche Redakteur seines Blattes. Falk sah eine seiner Hauptaufgaben darin, für sein Blatt die Spitzenkräfte der Publizistik zu gewinnen. Dieses Vorhaben ist ihm vollkommen gelungen, dabei ist das geistige Niveau und damit das Ansehen des Blattes sichtbar gestiegen. Wie es von den ausländischen Blättern schon seit langem praktiziert wurde, sandte er auch Korrespondenten ins Ausland. Den ökonomischen Fragen wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, das Blatt erörterte die Fragen des Bank-, Kredit- und Steuerwesens immer aus ungarischer Sicht, und seiner Meinung wurde immer große Bedeutung beigemessen. Die jährliche Rubrik „Rückblicke auf die Entwicklung der ungarischen Volkswirtschaft“ von Sándor Dorn, Károly Mandelló und Antal Deutsch wurde als Sonderdruck in Buchform veröffentlicht und auch im Ausland zugänglich gemacht. Die Konkurrenz des Blattes, der 1867 gegründete *Ungarische Lloyd*, obwohl er über bedeutende materielle Mittel verfügte, konnte nicht mithalten, so wurden seine 1343 Abonnenten laut Vertrag im Jahre 1876 vom *Pester Lloyd* übernommen. Der *Pester Lloyd* wurde zum führenden und meinungsbildenden Blatt innerhalb der deutschsprachigen Presse Ungarns. Die bedeutende Leserschaft zeigte sich immer dann, wenn das Blatt um Spenden bat. Hervorzuheben ist vor allem die Summe von 186.378 Gulden, die für Opfer der Szegediner Überschwemmung im Jahre 1879 erbracht wurde.

Der *Pester Lloyd* entwickelte sich zum maßgebenden Organ des Bürgertums und des Handelswesens. Er wurde zum Mitstreiter der deákischen Ideen, und nicht nur im Inland sondern auch außerhalb der Landesgrenzen überbrachte es seinen Lesern die liberalen Ansichten.¹⁰ Es war ein ungarisches Blatt in deut-

10 Ferenc Deák (1803–1876): Staatsmann, Rechtsgelehrter. In den Jahren 1848/49 Justizminister des Landes. Befürworter des Ausgleichs zwischen Österreich-Ungarn (1867).

scher Sprache, das sich verstärkt an das deutschsprachige Ausland richtete. Es wollte dort die Leser, die über die Verhältnisse in Ungarn nur durch die nicht immer unbefangene Berichterstattung ausländischer, meistens ungarnefeindlicher Wiener Blätter unterrichtet waren, informieren, ihnen ein Blatt, das „in ruhiger, aber entschiedener Sprache, überall, wo es Noth thut, für die Ehre und das Interesse Ungarns eintritt“, bieten.¹¹ Falk selbst ordnete seine Zeitung unter die Organe, die in Europa Rang und Namen haben:

Es gibt heute kaum ein hervorragendes Blatt in Europa, welches nicht fortlaufend von den, in unserem Journale ausgesprochenen Ansichten Notiz nehmen, welches denselben nicht die ebrendeste Beachtung schenken und den ‚Pester Lloyd‘ nicht als einen völlig ebenbürtigen Kollegen schätzen und behandeln würde, – und seit einigen Jahren gibt es auch nicht einen namhafteren Staat in Europa, dessen Regierung nicht zu den Abonnenten des ‚Pester Lloyd‘ zählen würde, und wir haben somit die Genugthuung, daß in allen unser Vaterland berührenden Angelegenheiten, soweit man sich auswärts für dieselben interessirt, heute nicht mehr blos die Stimme unserer Gegner, sondern auch die unsere gehört wird.¹²

Nach dem Tod von Max Falk im Jahre 1908 wurde die Leitung des *Pester Lloyd*, der bereits als Stimme Ungarns neben der Wiener *Neuen Freien Presse* als eine der führenden Zeitungen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie angesehen wurde, von Zsigmond Singer übernommen.¹³ Er hat das publizistische Niveau der Zeitung noch erhöht, feilte weiter am Format, Aufbau und an der Struktur des Blattes. Sein Nachfolger, József Vészi charakterisierte ihn in seinem Jubiläumsartikel folgenderweise:

Siegmund Singer (...) war die Verkörperung des ganz modernen Journalisten. Sein erstes war, dem Pester Lloyd den Kothurn abzuschalten und den Ton vom Feierlichen auf das Informierende umzustellen. Er begriff, daß ein neuzeitiges Zeitungsblatt sein internationales Ansehen nur wahren kann, wenn es seinen Nachrichtendienst großzügig ausbaut und sich dadurch die Möglichkeit schafft, seine Gedankenwelt in die weltpolitische Perspektive einzustellen.¹⁴

11 Siehe: [Falk]: Fünfundzwanzig Jahre: 1854-1879. In: *Pester Lloyd*, Nr. 1 v. 1. Januar 1879, S. 2.

12 Ebd.

13 Zu diesem Abriss des Blattes siehe: Siegfried Brachfeld: *Deutsche Literatur im Pester Lloyd zwischen 1933 und 1944*. Budapest: Lorand-Eötvös-Univ., 1971. Zur Geschichte des Blattes besonders S. 9–29.

14 Josef Vészi: 1854–1928. In: *Pester Lloyd*, Nr. 120 v. 27. Mai 1928.

Im genannten Artikel wird noch die redaktionelle Tätigkeit von Leo Veigelsberg¹⁵ gewürdigt, der noch Falk als stellvertretender Chefredakteur zur Seite stand:

Aber auch im Geistigen war Veigelsberg nahezu der Gegenpol Max Falks. Falk führte in seinen Schriften die hausbackene Sprache des gesunden Menschenverstandes, seine Kunst bestand vornehmlich darin, die schwierigsten Probleme der Politik dem Mann auf der Straße mundgerecht zu machen. Anders Veigelsberg. Nicht an den Durchschnitt, sondern an die geistige Elite wandte sich seine Sprache. Die polemische Klinge, die er führte, war mit Recht gefürchtet. Unparierbar waren ihre Stöße, und nie verließ er die Mensur, ohne den Gegner niedergestreckt oder ihm wenigstens die Waffe aus der Hand geschlagen zu haben.¹⁶

Nach diesem Intermezzo kam 1913 der bekannte Journalist und Schriftsteller József Vészi an die Spitze des Blattes, der mit Unterbrechung bis 1937 den Posten des Chefredakteurs bekleidete. Nach Kriegsende, nach Ausrufung der Räterepublik (1919), floh er für einige Monate nach Wien (März bis August 1919), wo er in dieser Zeit einen „Exil-Pester Lloyd“ herausgab. In der Horthy-Ära¹⁷ erhielt das ungarische deutschsprachige Pressewesen keine weiteren Impulse, aber der *Pester Lloyd* (Auflage: durchschnittlich ca. 25.000 Exemplare, vor 1918 rund 15.000) konnte noch bis 1945 bestehen. Welche politischen und wirtschaftlichen Arrangements dazu führten, sei dahingestellt. Das Blatt bewies zwar Regierungstreue, distanzierte sich aber so gut es ging vom nationalistischen Geist und von den faschistischen Methoden.¹⁸ Im November 1937 wurde Vészi zum Opfer von Hitlers Rassenpolitik und musste seinen Platz für Georg von Ottlik räumen, der gemeinsam mit György Kecskeméti das Blatt bis 1944 leitete. Als die deutsche Wehrmacht im Frühjahr 1944 Ungarn besetzte, legten aus Protest viele Mitarbeiter die Arbeit nieder und verließen die Redaktion. Kecskeméti wurde nach Auschwitz deportiert. Am 4. April 1944 wurde von Hitlers Reichsbevollmächtigtem für Un-

15 Leo Veigelsberg (1846–1907), Arzt, Publizist, Vater von Hugo Veigelsberg, der unter dem Namen „Ignotus“ zur emblematischen Figur der ungarischen Moderne und deren Zeitschrift *Nyugat* (Westen) wurde.

16 Siehe Anm. 11.

17 Miklós Horthy (1868–1957), Reichsverweser Ungarns zwischen 1920–1944.

18 Péter Rényi: Im Dienste Ungarns und des Fortschritts. In: *250 Jahre deutschsprachige Presse in Ungarn*. Wien – Budapest: Ungar. Pressebüro, 1982, S. 9–18; hier S. 12.

garn, Edmund Veesenmayer, der langjährige Mitarbeiter der Zeitung Mathes Nitsch zum Chefredakteur ernannt. Er gehörte den ungarischen Nazi-Kreisen an, und unter seiner Leitung degradierte sich das Blatt zum deutschen Propagandablatt. Im Oktober 1944 wurde Nikolaus von Zsolnay neuer Chefredakteur. Als Kommissarischer Direktor der Pester-Lloyd-Gesellschaft wurde vom Berliner Reichspropagandaministerium Dr. Günter Oeltze von Lobenthal mit weitreichenden Weisungsbefugnissen für Verlag, Redaktion und Druckerei eingesetzt. Im kommenden Monat floh die gesamte Redaktion vor der Roten Armee in die westungarische Stadt Szombathely. Unweit davon, in Sopron (Ödenburg) ist die vermutlich letzte Ausgabe am 1. April 1945 erschienen, bevor sich Teile der Redaktion über die Grenze in Richtung Wien absetzten.

Aus literaturhistorischer Perspektive ist als ein großes Verdienst dem *Pester Lloyd* anzurechnen, dass er besonders unter der Chefredaktion von Max Falk stets bemüht war, den Schöpfungen der ungarischen Literatur im Ausland Zugang zu verschaffen. Das deutschsprachige Lesepublikum wurde durch das Blatt u. a. mit bedeutenden Werken von Mór Jókai, Pál Gyulai, Baron József von Eötvös, Sándor Petőfi und vieler kleinerer Autoren bekannt gemacht. Besonders von Jókai wurde ein Großteil seiner Romane in guter Übersetzung gedruckt. Andererseits vermittelte das Blatt seinen Lesern die neuesten Produkte der Weltliteratur: Werke von Spielhagen, Sacher-Masoch, Hieronymus Lorm, P.K. Rosegger, K.E. Franzos, E. Zola, Sardou, Jules Verne, Wilkie Collins usw. wurden auf diese Weise verbreitet.¹⁹ Auch nach der Falk-Ära blieben die Literaten und Vertreter anderer Künste der Zeitung treu. Ein markanter Beweis dafür ist das 75jährige Jubiläum der Zeitung (1928), als Grußtelegramme u.a. von Thomas Mann, Stefan Zweig, Franz Lehár eintrafen. Zu den Feuilleton-Autoren des Blattes gehörten in den 1930er Jahren u.a. Franz Werfel, Stefan Zweig, Alfred Polgár, Joseph Roth, die Gebrüder Mann und Anna Seghers. Im Blatt erschienen Rezensionen u. a. zu Heinrich Manns Broschüre *Das Bekenntnis zum Übernationalen*, zu Zweigs *Maria Stuart*, sowie zu Thomas Manns *Joseph-Tetralogie*. Als das Hochjahr des Feuilletons ist 1933

19 Detailliert siehe: Hedvig Ujvári: Die Geschichte des Pester Lloyd zwischen 1854–1875. II. In: *Magyar könyvszemle [Ungarische Bücherrevue]* 117 (2001), Heft 3, S. 318–331. <http://epa.oszk.hu/00000/00021/00030/0005-24e.html>
Vgl. auch: Andrea Seidler: *Literaturkritik im Feuilleton des „Pester Lloyd“ um 1900. Eine Untersuchung anhand von Beispielen aus der deutschen, österreichischen und ungarischen Literatur*. Wien: Phil. Diss., 1981.

anzusehen, in dem insgesamt 50 Beiträge zur deutschen Literatur erschienen. Davon stammten 36 von deutschsprachigen Autoren und 14 wurden über deutsche bzw. österreichische Schriftsteller geschrieben.²⁰ Als 1936 Thomas Mann die ungarische Hauptstadt besuchte, veröffentlichte der *Pester Lloyd* seine Rede, die er während der Tagung der „Cooperation Intellectuelle“ am 9. Juni unter dem Titel „Der Humanismus in Europa“ gehalten hatte. Auch seine international geachtete Mahnung „Achtung Europa!“ kam im *Pester Lloyd* zum Druck. Bis 1938 wurde das Erträgnis von literarischen Feuilletons mit Bezug zur deutschen Literatur immer spärlicher: 1938 erschienen lediglich sechs Beiträge zur deutschen Literatur (über Goethe, Nietzsche, Schopenhauer, Erich Kästner und Roda Roda), bis schließlich ab 1939 solche Artikel im Feuilleton-Teil nicht mehr aufscheinen.

20 Siegfried Brachfeld: Deutsche Literatur im Leitartikel und Feuilleton des „Pester Lloyd“ (1933–1944). In: *250 Jahre deutschsprachige Presse in Ungarn*. 1982, S. 29–40; hier S. 38.

BERICHTE

Christof Capellaro:

Mit Adalbert Blumenschein (1720–1781) zu den Ursprüngen der Bibliothekswissenschaft

Als Begründer der modernen Bibliothekswissenschaft im deutschsprachigen Raum gilt allgemein der 1772 geborene Benediktinermönch und Bibliothekar an der Hofbibliothek in München, Martin Schrettinger.¹ Die Rolle Schrettingers als „Vater“ dieser Disziplin wird in einschlägigen Darstellungen gerne betont.² Dabei wird leider oft übersehen, dass es auch vor Schrettinger schon zahlreiche Bemühungen um eine planmäßige intellektuelle Auseinandersetzung mit dem „Phänomen Bibliothek“ gab.

Ein Autor der in diesem Zusammenhang unbedingt genannt werden sollte, ist der vermutlich 1720 in Steyr geborenen Adalbert Blumenschein. Blumenschein wirkte zwischen 1749 und 1771 als Geistlicher an der Wallfahrtskirche von Maria Taferl, darunter drei Jahre als Bibliothekar.³ Hervorgetreten ist er durch die Abfassung der handschriftlichen „Beschreibung verschiedener Bibliotheken in Europa“, eines vierbändigen Bibliotheksführers,⁴ der seit 1940 in der Österreichischen Nationalbibliothek verwahrt wird.⁵ Darin schil-

1 Vgl. Vodosek, Peter: Art. ‚Bibliothekswissenschaft‘. In: ²*Lexikon des Gesamten Buchwesens*. (Stuttgart: Hiersemann, 1987, Bd. 1) S. 429f. Zur Person Schrettingers vgl. Bäumker, Wilhelm: Art. ‚Schrettinger, Martin Wilibald‘. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. (Leipzig: Duncker u. Humblot, 1891, Bd. 32) S. 491.

2 Z.B. bei Bornhöft, Margit: *Bibliothekswissenschaft in Deutschland: eine Bestandsaufnahme*. (Aachen: Verlag Mainz, 1999) S. 9.

3 Vgl. Klos-Buzek, Friederike: Mit Adalbert Blumenschein (1720–1781) durch Niederösterreichs Bibliotheken. In: *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge*. 54/55(1990), S. 189–244, hier S. 199–203.

4 Teichl, Robert: Ein europäischer Bibliotheksführer um das Jahr 1780. Die Handschrift des Pfarrverwalters von Maria-Taferl Adalbert Blumenschein. In: *Festschrift Georg Leyb* (Leipzig: Harrassowitz, 1937) S. 172–179, hier S. 172.

5 Blumenschein, Adalbert: *Beschreibung verschiedener Bibliotheken in Europa*, ÖNB Wien, Handschriftenabteilung, Cod. Ser. N. 2807–2810.

dert Blumenschein knapp 2500 europäische Bibliotheken auf Basis persönlicher Besuche, der Auswertung gedruckter Sekundärliteratur sowie der mündlichen bzw. schriftlichen Mitteilung Dritter.

Die „Beschreibung“ ist ein nach größtmöglicher Objektivität strebender Sachtext, der nicht für die durchgängige Lektüre, sondern zum gelegentlichen Nachschlagen konzipiert wurde. Vom Gros der Bibliotheksreiseberichte des 18. Jahrhunderts⁶ hebt sie sich vor allem durch Blumenscheins ausgeprägtes Interesse an Fragen der Bibliotheksorganisation ab. Dieses Interesse ist Blumenscheins eigener Tätigkeit als Bibliothekspraktiker geschuldet. Auch steht in der „Beschreibung“ nicht das Nachvollziehen der Reiserlebnisse des Verfassers durch den Leser im Mittelpunkt. Vielmehr diente das Reisen Blumenschein bloß als eines von mehreren Verfahren, um zuverlässige Informationen über Bibliotheken zu gewinnen.⁷

Besonderes Augenmerk legt Blumenschein in der „Beschreibung“ auf die Bibliotheken der katholischen Klöster im Süden des Alten Reiches.⁸ Dort hatte aufklärerisches Gedankengut vereinzelt schon früh Eingang gefunden und sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts als „zweite, aufklärerische Klosterreform der Neuzeit“ allgemein durchgesetzt.⁹ Auch außerhalb der Klostermauern kam katholischen Geistlichen bei der Verbreitung aufklärerischer Ideen häufig eine Schlüsselrolle zu. Dabei galt freilich stets, dass aufklärerisches Denken niemals so weit gehen durfte, die katholische Kirche oder den Glauben an sich in Frage zu stellen. Die Aufnahme und Verbreitung gemäßiger Aufklärungsideen durch die katholische Geistlichkeit im Süden des Reiches wird in der Forschung häufig als „katholische Aufklärung“ bezeichnet.¹⁰

6 Zum Typus des Bibliotheksreiseberichts im 18. Jahrhundert vgl. Becker, Peter Jörg: Bibliotheksreisen in Deutschland im 18. Jahrhundert. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 21(1980), Sp. 1361–1534 sowie Preedek, Albert: Bibliotheksbesuche eines gelehrten Reisenden im Anfange des 18. Jahrhunderts. In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 45(1928), S. 221–265, 342–354 u. 393–407.

7 Persönlich besuchte Blumenschein Bibliotheken in der Schweiz, Österreich, Süddeutschland, Böhmen, Italien und Ungarn. Zu den Schwerpunkten seiner Reiseaktivitäten vgl. Walker, Thomas David: *An eighteenth-century Library Census: „Adalbert Blumenschein's Beschreibung verschiedener Bibliotheken in Europa.“* (Phil. Diss., Urbana-Champaign: Univ. of Illinois, 1992) S. 91–94.

8 Vgl. die statistische Auswertung der Verteilung nach Bibliothekstypen bei Walker, *Blumenschein*, S. 175.

9 Buzás, Ladislau: *Deutsche Bibliotheksgeschichte der Neuzeit (1500–1800)*. (Wiesbaden: Harrassowitz, 1976) (Elemente des Buch- und Bibliothekswesens Bd. 2) S. 51.

10 Zur „katholischen Aufklärung“: *Katholische Aufklärung/Aufklärung im katholischen Deutschland*. Hrsg. von Harm Kluebing (Hamburg: F. Meiner, 1993) (Studien zum 18. Jahrhundert Bd. 15).

Einiges spricht dafür, dass auch Blumenschein in diesem geistigen Umfeld zu verorten ist, so etwa der Umstand, dass er in seiner „Beschreibung“ den Bibliotheken der Akademien als ausgewiesenen Trägern aufklärerischen Gedankengutes breiten Raum zuweist und seine 1774 nach Maria Taferl gestiftete Privatbibliothek neben Werken der Theologie auch zahlreiche Schriften einschlägiger Autoren enthielt – bis hin zu so heterodoxen wie Rousseau und Voltaire.¹¹

Schließlich zeigt die „Beschreibung“ selbst eine an Kategorien der Aufklärung, vor allem dem Prinzip der Nützlichkeit, geschulte Konzeption, da Blumenschein hier nicht bloß Informationen über Bibliotheken aneinanderreihet, sondern es ihm auch darum zu tun ist, die besuchten Sammlungen dahingehend zu beurteilen, ob sie zugänglich, gut geführt und effizient organisiert sind.¹² Gerade weil Bibliotheken nach Auffassung Blumenscheins einen praktischen Nutzen bringen sollten, spart er nicht mit Kritik, wenn einzelne Sammlungen ungeordnet, schlecht verwaltet und so unbenützt sind. Umgekehrt spart er auch nicht mit Lob und Interesse für solche Bibliotheken, die neuen aufklärerischen Ansprüchen und Nützlichkeitsabwägungen genügen, wie etwa die Offiziersbibliothek des Rieseschen Infanterieregiments in Klagenfurt mit ihrer öffentlichen Buchausleihe oder die Schulbibliothek von Neuruppin mit einer Buchausleihe an Soldatenkinder.¹³

Schließlich ist für die Anwendung jedes der drei eingangs erwähnten Verfahren der Datengewinnung und damit für Blumenscheins Methode insgesamt ein deutliches Streben nach Objektivität und Authentizität kennzeichnend. Sowohl Angaben aus der Literatur, als auch solche von Bibliothekaren vor Ort werden vor ihrer Aufnahme in die „Beschreibung“ stets einer kritischen, vernunftgeleiteten Überprüfung unterzogen.¹⁴ Dieses Vorgehen bei der Datengewinnung stellt eines der Hauptargumente für Blumenscheins „Wissenschaftlichkeit“ dar.

11 Vgl. Osti, Giuseppe: Adalbert Blumenschein: l'uomo e l'opera. In: *Atti della Accademia Roveretana degli Agiati*, A. Accad., Ser. 7, 10(2000), S. 269–337, hier S. 277f.

12 Vgl. Paisey, David: Adalbert Blumenschein (1720–1781) describes some Bohemian Libraries. In: *Sborník K 80. Narozninám Mirjam Bobatové*. (Prag: Knihovna Akademie věd České republiky, 1999) S. 223–242, hier S. 241.

13 Vgl. Klos, Friederike: Adalbert Blumenschein (1720–1781) – auf seinen Spuren durch einige Kärntner Bibliotheken. In: *Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten: Vorträge der Millstätter Symposien; 1981–1995*. Hrsg. von Franz Nikolasch. (Klagenfurt: Geschichtsverein für Kärnten, 1997) (Vaterländische Geschichte und Topographie Bd. 78) S. 639–659, hier S. 652f.

14 Vgl. Blumenschein, *Beschreibung*, ÖNB Cod. Ser. N. 2807, S. VIIIr-v.

Für letztere spricht außerdem, dass Blumenschein seine Energien auf die Bearbeitung eines einzigen Gegenstandes konzentrierte, indem er ausschließlich ‚in Sachen Bibliothek‘ reiste und schrieb, was einer allgemeinen zeitgenössischen Tendenz zur Verwissenschaftlichung in Form der Spezialisierung entsprach.¹⁵ Ebenfalls für eine Einstufung Blumenscheins als „wissenschaftlich“ ins Feld zu führen ist, dass am Anfang der „Beschreibung“ (und zwar im Wortsinn wie auch im übertragenen Sinn) ein von Blumenschein erkanntes und deutlich benanntes Desiderat steht:

„Diese Arbeit (...) hab ich der Ursachen halber unternommen, weil mir eine so Vollständige (Beschreibung der Bibliotheken, C.C.) sonderheitlich von denen Stiftern, und Klöstern in Katholischen Ländern noch niemals zu Gesichte kommen.“¹⁶

Blumenscheins Bemühen um die Zuverlässigkeit aller Angaben, sein systematisches Vorgehen bei der Datengewinnung, die exakte Auswertung gedruckter Sekundärquellen und das Interesse, das er Fragen des Bibliotheksbetriebs und der Bibliotheksorganisation entgegen bringt, können hier ebenfalls genannt werden.¹⁷

Auch der Umstand, dass die „Beschreibung“ als ein Datenmassiv mit Angaben zu zahllosen Bibliotheken deren differenzierten Vergleich unter objektiven Gesichtspunkten durch Blumenschein erst möglich gemacht hat, spricht für die „Wissenschaftlichkeit“ seiner Arbeit. Besonders hinsichtlich der Datengewinnung liegt der Vergleich mit der „Staatswissenschaft“ als Vorgängerin der modernen Politikwissenschaft nahe, die im 18. Jahrhundert ebenfalls die „Sammlung und Auswertung aller einschlägigen Informationen [...] in den Rang einer wissenschaftlichen Disziplin“ erhob.¹⁸ Wie es den Staatswissenschaftlern – im Ausdruck der Zeit auch ‚Statistikern‘ – um die Beschreibung der

15 Stagl etwa spricht in diesem Zusammenhang von einer Verwissenschaftlichung der Bildungsreise durch spezialisierte Reiseinteressen. Vgl. Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungs-forschung*, Hrsg. von Boris I. Krasnobaev (Berlin: Camen, 1980) (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa Bd. 6) S. 353–384, hier S. 376.

16 Blumenschein, *Beschreibung*, ÖNB, Cod. Ser. N. 2807, S. VIIv–VIIIr, zitiert nach Walker, *Blumenschein*, S. 163.

17 Zur Auswertung gedruckter Literatur durch Blumenschein vgl. Osti, *Blumenschein*, S. 305.

18 Vgl. Lutz, Gerhard: Geographie und Statistik im 18. Jahrhundert: Zu Neugliederung und Inhalt von „Fächern“ im Bereich der historischen Wissenschaften. In: *Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit: vornehmlich im 16.–18. Jahrhundert*. Hrsg. von Mohammed Rassem u. Justin Stagl (Paderborn [u.a.]: Schöningh, 1980) (Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Staatsbeschreibung und Statistik Bd. 1) S. 249–281, hier S. 249.

so genannten „Staatsmerckwürdigkeiten“ geht, so geht es Blumenschein um die Darstellung der „Merckwürdigkeiten“, d. h. Besonderheiten von Bibliotheken.

Darüber hinaus darf sich eine Einstufung Blumenscheins – ohne anachronistisch zu werden – allein an den Maßstäben von „Wissenschaftlichkeit“ orientieren, die im 18. Jahrhundert herrschten. Sie muss berücksichtigen, dass der Wissenschaftsbegriff dieser Zeit deutlich weiter gefasst war als der heutige. Als „Wissenschaftler“ konnte jeder gelten, „der von den der Vernunft zugänglichen Gegenständen dieser Welt gesicherte ‚Wissenschaft‘ (Kenntnis) hatte“.¹⁹ Dies trifft auf Blumenschein zweifelsfrei zu.

Während man all diese Punkte als Argumente für die „Wissenschaftlichkeit“ Blumenscheins anführen kann, so sprechen doch auch zahlreiche Argumente dagegen: Letztlich hat Blumenscheins Werk, anders als etwa das einschlägige Lehrbuch des eingangs erwähnten Martin Schrettinger,²⁰ noch den Charakter einer reinen Beschreibung. Zumindest explizit werden keine abstrakten, von einzelnen Bibliotheken losgelösten Thesen formuliert und auch jene aufklärerisch-nationalpädagogisch gefärbten Kriterien, die Blumenschein heranzieht, wenn er besuchte Bibliotheken bewertet, bleiben stets implizit.

Blumenschein selbst betont, dass sich der intellektuelle Aufwand bei der Erstellung der „Beschreibung“ – im Gegensatz zum materiellen und zeitlichen Aufwand – in Grenzen gehalten habe.²¹ Die für die Konstituierung von „Wissenschaftlichkeit“ nicht unbedeutende Eigenschaft der Öffentlichkeit und öffentlichen Wirkung fehlt weitgehend. Blumenschein initiierte – aus welchen Gründen auch immer – keine Veröffentlichung der „Beschreibung“. In der Vorrede sagt er selbst, die Schrift solle lediglich den „angestellte[n] Herren Aufseher bey meinem nach dem Wunderorte M: Täferl [...] gewiedmeten Büchervorrath“ dienen,²² was angesichts der zur Abfassung aufgewandten Mühen seltsam erscheinen muss. Im Gegensatz zu den Vertretern der Staatswissenschaften

19 Grössing, Helmuth: *Frühling der Neuzeit: Wissenschaft, Gesellschaft und Weltbild in der frühen Neuzeit*. (Wien: Erasmus, 2000) (Perspektiven der Wissenschaftsgeschichte Bd. 12) S. 41.

20 Schrettinger, Martin: *Versuch eines vollständigen Lehrbuches der Bibliothek-Wissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekärs*. (München: Selbstverl., 1808 u. 1829) sowie ders.: *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft* (Wien: Beck, 1834). (Neudruck: Hildesheim: Weidmann, 2003).

21 Vgl. Blumenschein, *Beschreibung*, ÖNB, Cod. Ser. N. 2807, VIIIr, wiedergegeben bei Walker, *Blumenschein*, S. 163.

22 Blumenschein, *Beschreibung*, ÖNB Cod. Ser. N. 2807, VIIIr, zitiert nach Walker, *Blumenschein*, S. 163.

schließlich, denen es gelang ihr Fach an den Universitäten zu institutionalisieren, war Blumenschein in keiner Weise akademisch gebunden.

Zusammenfassend lässt sich daher sagen, dass Blumenscheins *Methodik* zwar planmäßig, systematisch und damit nach den Kriterien seiner Zeit „wissenschaftlich“ ist. Dennoch kann die „Beschreibung“ nicht uneingeschränkt als Werk der „Bibliothekswissenschaft“ gelten und hätte eine solche als moderne wissenschaftliche Disziplin wohl auch nicht zu begründen vermocht, selbst wenn sie im Druck erschienen wäre.

Hinsichtlich der „Wissenschaftlichkeit“ Blumenscheins ergibt sich so ein zwiespältiges Bild, das weder nach der einen, noch nach der anderen Seite befriedigend aufgelöst werden kann. Leichter fällt eine Einordnung Blumenscheins aber, wenn man dessen Wirken nicht isoliert, sondern in den geistigen Zusammenhängen seiner Zeit betrachtet.

Wie oben dargestellt, muss man sich Blumenschein vor allem als eingebettet in ein Milieu „katholischer Aufklärung“ denken. Er bewegte sich mithin in jener Umgebung einer fortschrittlichen und vielfach an Fragen der Bibliotheksorganisation interessierten Geistlichkeit, die auch den rund eineinhalb Generationen jüngeren Martin Schrettinger prägen sollte.²³

Gerade weil dieser geistige Hintergrund letztlich ein gemeinsamer ist, verwundert es wenig, dass so manches von dem, was von Schrettinger explizit formuliert wird, in Blumenscheins „Beschreibung“ als Idee bereits implizit enthalten ist. – So etwa die Forderung, dass eine Bibliothek möglichst effektiv organisiert sein und möglichst vielen Wissbegierigen offen stehen solle.

Dennoch wäre es naiv, Blumenschein als „ersten Bibliothekswissenschaftler“ an die Stelle Schrettingers setzen zu wollen. – Die Erkenntnis, die man aus der Beschäftigung mit Blumenschein und seinem Werk ziehen kann, ist vielmehr, dass die Bibliothekswissenschaft, letztlich ein Kind der „katholischen Aufklärung“, in ihrer Entwicklung zur wissenschaftlichen Disziplin eine lange *Vorgeschichte* hat, die bis tief in das 18. Jahrhundert zurück reicht. Diese Vorgeschichte ist untrennbar mit solchen Namen wie demjenigen Adalbert Blumenscheins verbunden.

22 Schrettinger war zunächst wie Blumenschein Geistlicher. Beide waren Bibliothekspraktiker und rezipierten intensiv aufklärerische Ideen. Zu Schrettinger jüngst auch Buckland, Michael: Information Schools: A Monk, Library Science, and the Information Age. In: *Bibliothekswissenschaft – quo vadis? Eine Disziplin zwischen Traditionen und Visionen: Programme – Modelle – Forschungsaufgaben*. Hrsg. von Petra Hauke (München: Saur, 2005) S. 19–32.

Rudolf Pölzer:

Übersetzungen in Österreich.

Versuch einer Bestandsaufnahme

Als Ausdruck kultureller Transfers stellen Übersetzungen ein allgegenwärtiges Phänomen auf dem Buchmarkt dar. In Deutschland handelte es sich 2003 bei 12,3% aller Erstauflagen um Übersetzungen. Im Bereich der Belletristik lag der Wert sogar bei 31%.¹ Dennoch fehlen in der einschlägigen Forschungsliteratur ausführliche Untersuchungen zur Rolle von Übersetzungen auf dem deutschsprachigen Buchmarkt. In diese Lücke stößt die vorliegende Arbeit zur gegenwärtigen Bedeutung von Übersetzungen auf dem österreichischen Buchmarkt vor. Als Rahmenbedingungen müssen dabei zum einen die hierarchischen Strukturen am globalen Übersetzungsmarkt, zum anderen die spezifische Position des österreichischen Verlagswesens innerhalb der deutschsprachigen Verlagslandschaft berücksichtigt werden. Arbeitet man mit Begriffen wie Zentrum und Peripherie, mündet dies in die Frage, „ob Österreich, das in der deutschsprachigen Verlagslandschaft eine periphere Rolle einnimmt, prädestiniert ist für den Import einer ihrerseits peripheren Literatur“.²

Zieht man als Basis für einen Vergleich der österreichischen Übersetzungsproduktion mit der deutschen das von den jeweiligen Nationalbibliografien für die Jahre 2000–2003 erhobene Datenmaterial heran, lassen sich wesentliche Unterschiede im Ausmaß der Übersetzungsproduktion, aber auch hinsichtlich der Verteilung von Übersetzungen auf einzelne Sachgruppen herausarbeiten. Dabei zeigt sich zunächst, dass der Anteil der Übersetzungen an der gesamten Buchproduktion in Österreich weit niedriger aus-

1 *Buch und Buchhandel in Zahlen 2004*. Hg. vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V. Frankfurt/Main 2004, S. 76 bzw. S. 79.

2 Norbert Bachleitner – Michaela Wolf: Auf dem Weg zu einer Soziologie der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 29 (2004), Heft 2, S. 1–25; hier S. 21.

fällt als in Deutschland. Im Jahr 2003 etwa standen den eingangs erwähnten 12,3% Übersetzungsanteil in der Bundesrepublik hierzulande gerade einmal 5,4% gegenüber. Als vergleichsweise besonders gering erweist sich die Übersetzungsleistung österreichischer Verlage im Bereich der Belletristik: In dieser Sachgruppe entfielen 2003 nur 7,9% der von österreichischen, aber wie erwähnt 31% der von deutschen Verlagen produzierten Titel auf Übersetzungen.³ Die in Untersuchungen zum österreichischen Buchwesen immer wieder hervorgehobene Leistungsschwäche der heimischen Belletristikverlage⁴ scheint sich demnach in der Verteilung der Übersetzungsproduktion des Landes deutlich widerzuspiegeln.

Dieser Eindruck erhärtet sich, wenn man die vom Verlagsbüro Schwarzer für den österreichischen Buchmarkt erhobenen Belletristikbestsellerlisten der Jahre 2000–2004 hinsichtlich der darauf genannten Übersetzungen auswertet.⁵ Insgesamt entfielen im Untersuchungszeitraum mehr als zwei Drittel aller Titelnennungen auf Übersetzungen. Davon bezogen sich allerdings nur 14,8% auf von österreichischen Verlagen übersetzte Titel – ein Wert, der sich ausschließlich den Nennungen von Werken der bei Deuticke verlegten Amerikanerin Lily Brett und des bei Zsolnay verlegten Schweden Henning Mankell verdankt.

Hinsichtlich der Herkunftssprachen der auf dem österreichischen Bestsellermarkt erfolgreichen Übersetzungen dominiert eindeutig das Englische, aus dem mit einem Anteil von 49,8% praktisch die Hälfte aller auf den Schwarzer-Bestsellerlisten im Untersuchungszeitraum genannten Übersetzungen stammten. Übersetzungen aus dem Englischen werden im deutschsprachigen Raum aber nicht nur ausnehmend gut verkauft, sondern auch bevorzugt produziert: So bestritten Übersetzungen aus dieser Sprache in Deutschland 49,3% und in Österreich sogar 60,2% der Übersetzungsgesamtproduktion des Jahres 2003. Es ist hier als Indiz für den mangelnden Zugang österreichischer Verlage zu Erfolg versprechenden Lizenzen auf

3 Die für Österreich genannten statistischen Werte wurden vom Verfasser auf Grundlage der Daten des Hauptverbandes des österreichischen Buchhandels (Österreichische Bibliografie) errechnet.

4 So etwa Ernst Fischer in: Norbert Bachleitner – Franz M. Eybl – Ernst Fischer: *Geschichte des Buchhandels in Österreich*. Wiesbaden 2000, S. 360. (= Geschichte des Buchhandels. Hg. von Herbert G. Göpfert, Alberto Martino und Reinhard Wittmann. Band VI).

5 *Sortimenterbrief* 01 (2000) bis 12 (2004) / Eigene Berechnungen.

dem internationalen Bestsellermarkt zu werten, dass in Österreich nur 12,9%, in Deutschland aber 45,6% aller Übersetzungen aus dem Englischen der Belletristik zuzurechnen sind.⁶

Da die genannten statistischen Werte aus den unterschiedlichen Positionierungen der auf dem Buchmarkt agierenden Verlage resultieren, müssen an dieser Stelle die Verlagsprogramme der in den letzten Jahren am Übersetzungsgeschehen beteiligten österreichischen Verlage näher ins Blickfeld gerückt werden. Als Basis für ein derartiges Unterfangen bieten sich die jährlich erscheinenden, von der IG Autorinnen Autoren herausgegebenen Kataloge *Die Literatur der österreichischen Kunst-, Kultur- und Autorenverlage*⁷ an. Neben Titeln aus dem Bereich der Literatur und Belletristik werden in diesen Katalogen auch Verlagszeugnisse aus den Bereichen der Kinder- und Jugendliteratur sowie der Kunst- und Kulturpublizistik berücksichtigt. Darunter finden sich in den im Rahmen der vorliegenden Arbeit ausgewerteten Katalogen der Jahre 2000–2004 insgesamt 806 Übersetzungen aus 88 Verlagen. Von diesen 88 Verlagen stehen allerdings nur 11 mit 20 oder mehr Übersetzungen in den Katalogen verzeichnet.

Die angesprochenen 11 Verlage bestritten im Untersuchungszeitraum zusammen 58,5% der gesamten in den Katalogen der IG Autorinnen Autoren erfassten Übersetzungsproduktion. Das Gesamtbild der österreichischen Übersetzungslandschaft hängt also maßgeblich von der übersetzerischen Positionierung einiger weniger Verlage ab. So entfielen 43,5% der in den Katalogen der Jahre 2000–2004 enthaltenen 313 Übersetzungen aus dem Englischen auf die Produktion der Verlage Carl Ueberreuter (inklusive des Imprintverlages Annette Betz) und Hannibal. Dabei muss hervorgehoben werden, dass sich die Übersetzungstätigkeit des Verlags Ueberreuter / Annette Betz praktisch ausschließlich auf Kinder- und Jugendliteratur, jene des Hannibal Verlags auf Titel zu Themen wie Jazz, Pop und Rock beschränkt.

6 *Buch und Buchbandel in Zahlen 2004*, op. cit., S. 77 bzw. eigene Berechnungen auf Grundlage der Daten des Hauptverbandes des österreichischen Buchhandels (Österreichische Bibliografie).

7 Die in den folgenden Abschnitten genannten Daten und Prozentwerte wurden vom Verfasser auf Grundlage der von der IG Autorinnen Autoren als Sondernummern 50 (2000), 52 (2001), 60 (2002), 61 (2003) und 62 (2004) der Zeitschrift *Autorensolidarität* herausgegebenen Kataloge erhoben und errechnet.

In der Hierarchie der wichtigsten Herkunftssprachen der in den ausgewerteten Katalogen enthaltenen Übersetzungen folgen dem Englischen das Französische mit 94 und das Slowenische mit 69 ins Deutsche übersetzten Titeln. Hinsichtlich des Französischen kann das übersetzerische Wirken der kulturwissenschaftlichen Verlage Passagen und Turia + Kant in den Vordergrund gestellt werden, auf die zusammen immerhin 26,6% aller in den IG Autorinnen Autoren-Katalogen 2000–2004 verzeichneten Übersetzungen aus dem Französischen entfielen. Beim Passagen Verlag wären zu nennen: Jacques Derrida, Jean Baudrillard, Jean-François Lyotard, Jacques Le Rider und Slavoj Žižek. Bei Turia + Kant wären zu nennen: Alain Badiou und Vladimir Jankélévitch. Der belletristischen Übersetzung kommt den ausgewerteten Katalogen zufolge im Fall des Französischen etwas mehr Raum zu als im Fall des Englischen. Belletristikübersetzungen aus dem Französischen finden sich weit verstreut über die Produktion der in die Kataloge aufgenommenen Verlage. Nicht zuletzt angesichts der Schwierigkeiten der meisten österreichischen Belletristikverlage, ihre Produkte auf dem Markt durchzusetzen, verdient hier der Wiener Picus Verlag exemplarische Erwähnung, dem es mit Franz-Olivier Giesbert zwar gelungen ist, einen durchaus erfolgreichen französischen Autor ins Programm zu bekommen, nicht aber, diesem Autor auch auf dem deutschsprachigen Markt zum Durchbruch zu verhelfen.

Hinsichtlich der eingangs aufgeworfenen Frage nach der Rolle der österreichischen Verlagslandschaft im übersetzerischen Gefüge des deutschsprachigen Raumes kann resümierend festgehalten werden, dass die österreichische Übersetzungsproduktion der letzten Jahre rein quantitativ, vor allem aber auch bezüglich ihrer Absatzchancen weit hinter der deutschen zurückblieb. Dennoch wird die österreichische Übersetzungsproduktion mit Übersetzungen aus dem Englischen und dem Französischen von denselben Herkunftssprachen dominiert wie die deutsche. Vor allem in Hinblick auf die Dominanz des Englischen muss das Wirken der wenigen ökonomisch relativ starken Verlage des Landes, die sich wie Ueberreuter / Annette Betz intensiver Übersetzungstätigkeit widmen, als maßgeblich bezeichnet werden. Nur wenige dieser Verlage – wie die auch auf den ausgewerteten Bestsellerlisten mit Übersetzungen vertretenen, mittlerweile unter das gemeinsame Dach des deutschen Carl Hanser Verlages zusammengeführten Häuser Zsolnay und

Deuticke – konzentrieren sich allerdings auf die Produktion belletristischer Übersetzungen.

Belletristische Übersetzungsproduktion findet in Österreich zumeist in so genannten Nischenverlagen statt. Hier gilt es die in Österreich verglichen mit Deutschland selbst in absoluten Zahlen weit umfangreichere Übersetzungsproduktion aus dem Slowenischen, aber auch aus anderen ost- und südosteuropäischen Sprachen hervorzuheben. Besondere Betonung verdient in diesem Zusammenhang die Übersetzungsleistung des in der slowenischen Volksgruppe Kärntens verankerten Wieser Verlags: Ausgehend von der Übersetzung slowenischer Literatur entwickelte sich sein Programm zu einer Art Brückenkopf für die Vermittlung ost- und südosteuropäischer Literatur im deutschsprachigen Raum. Abseits der Chancen auf reichen ökonomischen Kapitalgewinn kommt dem Wieser Verlag heute nicht zuletzt dank seiner Reihe *Europa erlesen* eine Schlüsselposition bei der Entdeckung von Literaturen zu, die aus westeuropäischer Sicht wohl tatsächlich für lange Zeit als peripher eingestuft wurden.

Marie-Theres Zirm:
Verlagswesen – eine Frage des Geschlechtes?

1974–2004: 30 Jahre Frauenverlage.

Persönliche Ausgangssituation

Als Germanistin war ich längere Zeit in einer Wiener Literaturagentur tätig und konnte dort die Macht und Willkür von Verlagen miterleben, wenn es darum ging, welche Texte veröffentlicht werden sollten und welche keine Chance hatten. Entscheidungsprozesse innerhalb der Verlagshäuser weckten in mir den Verdacht, dass selbst anerkannte Cheflektorinnen nichts gegen zumeist männliche Verleger ausrichten konnten. Diesen waren leicht verkaufbare Bücher mit hohen Absatzzahlen wichtiger als innovative, kritische oder visionäre Inhalte.

Der Verlagsmarkt und der Zugang zur „Ware“ Buch haben sich in den letzten 50 Jahren verändert. Mischkalkulation und angestrebte Gewinne von etwa 4 Prozent gehören zumeist der Vergangenheit an. Zwar war die Palette an Themen facettenreicher geworden, jedoch nicht unbedingt für feministische Texte. Solche Titel werden keinesfalls vermehrt verlegt, obwohl geschlechtsspezifische Inhalte heute mehr beachtet werden. Zudem erschwert die ökonomische Entwicklung, dass Bücher mit geringen Absatzchancen veröffentlicht werden. Das schränkt die Vielfalt ein.

Doch auch die bestehenden Frauenverlage irritierten mich mitunter mit ihrer Auswahl. Deren Programme kritisierten manchmal zu wenig bestehende Strukturen oder sie drifteten zu sehr ins Spirituell-Esoterische ab. In jedem Fall gaben wirtschaftliche Zwänge diesen Kleinverlagen nicht den ihnen gebührenden Raum an verlegerischer Vielfalt. Ein Problem, das jeden Nischenverlag betrifft.

Ziel meiner Arbeit ist es, das Engagement zahlreicher Frauen sichtbar zu machen. Sie brachten ihre Kritik, ihr Wissen und Erfahrungen ein, um Geschichten und Phantasien von und über Frauen zu publizieren. Sie machten

damit diese anderen Frauen und Männern zugänglich. Das verdient Aufmerksamkeit und Anerkennung.¹

Mein Blick auf Sprache und Verlagswesen

Verlage haben die Macht, mit Inhalten Ideen zu verbreiten. Geschriebene und gedruckte Sprache ist mächtig und spiegelt eine Variante von Realität wider. Verlagspolitik wird gleichermaßen von Inhalten und von ökonomischen Erwägungen bestimmt. Was lässt sich verkaufen, womit kann Gewinn gemacht werden? Welche Inhalte sollen verbreitet werden, Gewicht bekommen? Verlage sind eingebettet in gesellschaftspolitische Kontexte und können Sprachrohr für deren Anliegen sein.

VerlegerInnen nehmen eine schwierige und einflussreiche Schlüsselfunktion zwischen inhaltlichen Interessen und ökonomischen Notwendigkeiten ein. Die Verlagsszene ist ein wesentlicher Ausschnitt eines Gesellschaftssystems. Große Verlage sind zumeist patriarchalisch strukturiert, an entscheidenden Stellen sitzen Männer. Frauen hatten (und haben) es oft nicht leicht, ihre Texte zu publizieren. Deshalb kommt Frauenverlagen eine wichtige Rolle zu, und das in doppelter Weise. In ihren Büchern werden Inhalte der Frauenbewegung transportiert und verdeutlicht. Sie bilden eine Realität ab. Gedruckte Inhalte gestalten aber auch die Realität und tragen zur Auseinandersetzung bei. Sie verbreiten Ideen, Gedanken und geben Forderungen ein Forum.

Fragestellungen

Zu Beginn der Arbeit standen folgende Fragen im Zentrum meiner Untersuchung: Wie und wann entstanden Frauenverlage? Welche Kriterien entscheiden, ob ein Verlag ein Frauenverlag ist? Welche Rolle spielt die Frauenbewegung in diesem Kontext?

Im Laufe meiner Recherchen und der Auseinandersetzung mit dieser Thematik kristallisierte sich eine weitere, in der Folge zentral gewordene Frage heraus: Sind Frauenverlage in der heutigen gesellschaftlichen Situation, in der Frauen und Männer rechtlich gleichberechtigt scheinen, eigentlich noch nötig?

¹ Für die Situation ist kennzeichnend, dass noch der 1989 erschienene 3. Band des *Lexikons des gesamten Buchwesens* (Stuttgart: Hiersemann) keinen Artikel zum Begriff Frauenverlage beinhaltet.

Auswahl

In meiner Arbeit gehe ich insbesondere auf den Zeitraum von 1974 bis 2004 ein, da 1974 die ersten beiden großen Frauenverlage in Deutschland gegründet wurden – der Verlag *Frauenoffensive* in München und der *Orlanda Frauenverlag*, der in Berlin 1974 zunächst unter dem Namen *Frauenselbstverlag* firmierte. Das Jahr 2004 stand einerseits im Zeichen dieser Jubiläen und war zudem der Beginn meiner Untersuchungen. Der erste österreichische Frauenverlag, der *Wiener Frauenverlag*, wurde 1980 im Kontext der Frauenbewegung als autonomes Projekt gegründet. Seit 1996 nennt er sich *Milena Verlag* und versteht sich als feministischer, undogmatischer Frauenverlag, der Bücher ausschließlich von Frauen für alle verlegt.

Der erste explizite Frauenverlag der Schweiz wurde 1988 in Zürich von fünf Frauen gegründet. Seit 1993 ist der *eFeF-Verlag* in Bern ansässig, feministisch und getragen von der Motivation, in jenem Land, in dem die Frauen erst 1971 das Stimmrecht erhielten, der damaligen Geschlechtsblindheit etwas entgegenzusetzen.

Meine Untersuchung beschränkt sich dabei auf Buchverlage. Die bemerkenswerte Anzahl an Frauenzeitschriftenverlagen, wie zum Beispiel die Berliner Frauenzeitschrift *Courage*, konnten aufgrund des ohnehin umfassenden Themenspektrums nicht näher erläutert werden.

Ich habe mich weiters auf den deutschsprachigen Markt konzentriert, obwohl die meisten Bewegungen im Lauf der Geschichte der Frauenverlage nach 1945 ihre Anfänge im angloamerikanischen Raum genommen haben. Diese haben das deutschsprachige Verlagswesen wesentlich geprägt.

Schwerpunkte

Frauenverlage, ihre Geschichte und Entwicklung, stehen im Zentrum dieser Arbeit. In einem repräsentativen Querschnitt werden etwa 50 unterschiedliche Frauenverlage vorgestellt, mit den Biographien ihrer Verlegerinnen. Das Engagement und die Arbeit von Frauen werden anhand der Verlagsportraits beleuchtet und sichtbar gemacht. Dabei gab es in den letzten 30 Jahren weit mehr Frauenverlage, als bisher angenommen wurde. Als Beispiele seien für Deutschland auszugswise der *Aviva Verlag* (Berlin), *Edition Ebersbach*

(Dortmund), *Furore Frauen-Musik-Verlag* (Kassel), *Ingrid Lessing Verlag* (Dortmund), *Verlag Gisela Meussling* (Bonn) genannt. Ein österreichisches Beispiel ist etwa der *fram Verlag* (Linz). Deutlich wird auch, wie Frauenbewegung und Frauenliteratur ihren gemeinsamen Ausgang in einer Emanzipationsbewegung gegen männlich dominierte Gesellschaftsstrukturen nahmen und wie diese Ansprüche bis heute verteidigt werden.

So wurden im Jahr 1974 die ersten beiden deutschsprachigen Frauenverlage im Kontext der Neuen Frauenbewegung gegründet. In den darauf folgenden Jahren sind weitere entstanden und einige wieder vom Markt verschwunden. Die Bedeutung solcher Verlagsgründungen wird mit einem Blick zurück in die Geschichte der Frauenbewegung um 1900 dargestellt. Eine differenzierte Betrachtung der Forderungen und Ziele der „Neuen“ Frauenbewegung wird so ermöglicht. Heute, etwa 100 Jahre später, sind einige Ziele erreicht, viele Forderungen allerdings immer noch unerfüllt und teilweise selbst von Frauen vernachlässigt worden.

Die Arbeit konzentriert sich insbesondere auf die Länder Österreich, deutschsprachige Schweiz und Deutschland. Der angloamerikanische Einfluss, die Wechselwirkungen innerhalb der Frauenbewegungen und des Verlagsmarktes werden an wichtigen Stellen berücksichtigt.

Dieser Überblick dient dem theoretischen Teil der Arbeit als Basis und mündet in der zentralen Fragestellung:

Sind Frauenverlage heute mehr denn je notwendig oder Relikte vergangener Frauenbewegungen?

Antworten der Verlegerinnen

An dieser Stelle kommen Frauen aus Frauenverlagen selber zu Wort, mit Antworten auf Anfragen, in Interviews und dergleichen. Die gestellte Frage lautete: Sind Frauenverlage heute noch notwendig?

Die Antworten waren überwiegend zustimmend, mit geringen Abweichungen.

Sind Frauenverlage heute noch notwendig? Eine persönliche Antwort.

Frauenverlage waren ein wichtiges Instrument und lebendiger Ausdruck von weiblichem Begehren nach einer eigenen Sprache, eine Manifestation von

Gedanken, Gefühlen und Erleben. Sie suchten nach Orten eigener Auseinandersetzung und folgten dem Bedürfnis, mit dem (geschriebenen) Wort gegen, mit und für eine Welt zu agieren, in der die Norm sich zumeist noch immer am Männlichen orientiert.

Obwohl die Anzahl an Büchern von Frauen gestiegen ist, haben es gesellschaftspolitisch kritische Texte nach wie vor schwer, weite Verbreitung zu finden. Vielleicht ist es heute weniger eine Frage des Geschlechtes, ob ein Text verlegt wird oder nicht. Aber den großen Verlagen ist in der Regel der „Markt“ für feministisch engagierte Texte zu klein, denn damit lassen sich selten Gewinne erzielen. Doch wie soll „der Markt“ sich für Texte und Inhalte interessieren und entscheiden, wenn „er“ mit diesen nur auf Seitenwegen in Kontakt kommt?

Ich bin nach der Auseinandersetzung mit dieser Fragestellung in den letzten Jahren zu der Erkenntnis gekommen, dass Frauenverlage nach wie vor wichtig sind. Sie reichen jedoch nicht aus, um einen eigenen weiblichen Blick in der Literatur selbstverständlicher werden zu lassen. Engagierte Frauen sollten einerseits in Frauenverlagen aktiv sein, jedoch auch vermehrt in Schlüsselpositionen großer Verlage gelangen – wobei ich an dieser Stelle festhalten möchte, dass nicht das Geschlecht entscheidend ist, sondern die Qualität der Arbeit und Leistung.

Daher wünsche ich mir mehr engagierte Frauen in Positionen von Verlegerinnen, Verlagsleiterinnen, Prokuristinnen, Autorinnen ... und Leserinnen. Den Gründerinnen von Frauenverlagen bin ich dankbar, dass sie ihre Visionen und Sehnsüchte nach Veränderung in die Tat umgesetzt haben, aktiv wurden und so aus der passiven Position herausgetreten sind. Die Gestaltung der Welt liegt nicht nur an einem System, sondern auch an jeder Einzelnen und beginnt im je eigenen Leben. In diesem Sinne ist die Parole der Frauenbewegung nach wie vor aktuell: Das Private ist politisch!

Wenn Frauen in Frauenverlagen und anderen Verlagen immer mehr die Kategorie Geschlecht reflektieren und somit der Blickwinkel auch der Anderen erweitert wird, kann es durchaus sein, dass in Zukunft eigene Frauenverlage zwar nicht mehr notwendig sind, jedoch weiter existieren. Denn Frauenverlage bieten auch einen Ort, für den man sich bewusst entscheidet, um lieber mit anderen Frauen beruflich tätig zu sein statt in einer männlich dominierten Hierarchie zu arbeiten.

Bilanz

Der Einblick in die Geschichte der Frauenbewegung, in die Entwicklung der Feministischen Theorien, in den deutschsprachigen Verlagsmarkt und in die Geschichte der vielen Frauenverlage brachte vielfache Erkenntnis.

- So gibt es bisher keine einheitliche und allgemein gültige Definition des Begriffes Frauenverlag.
- Es existieren dennoch Kriterien, mit denen Frauenverlage verglichen und differenziert werden können.
- In Frauenverlagen spiegeln die Programme die Bandbreite der Interessen, Bedürfnisse und Forderungen von Frauen wider. So haben Frauen mit den unterschiedlichsten Anliegen Verlage gegründet, die sie durch ihre Ethnie, soziale Herkunft, sexuelle Orientierung, politische Haltung oder Religion prägen. Somit steht die jeweilige Biographie von Verlegerinnen in engem Zusammenhang mit der Geschichte der Frauenverlage.
- Die meisten Frauenverlage, wie andere Kleinverlage auch, konnten nur mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten gegründet werden. Sie waren und sind auf Sponsoren, FörderInnen und Subventionen angewiesen.
- Frauen haben versucht, alternative Verlagsstrukturen jenseits der patriarchalen, hierarchischen Systeme aufzubauen. Dies gelang oft nur in Ansätzen, behindert vor allem durch die notwendige Schnittstelle zum „Markt“, zur Wirtschaft etc.
- Ebenso wie die männlich dominierten Verlage waren Frauenverlage oft von internen Kontroversen betroffen.
- Schließlich steht die Gründung von Frauenverlagen in enger Beziehung zur emanzipatorischen Frauenbewegung, in der mitunter Verlegerinnen prägende Persönlichkeiten waren.

Die Diplomarbeit wird voraussichtlich folgenden Titel haben: Verlagswesen – eine Frage des Geschlechtes? 1974–2004: 30 Jahre Frauenverlage im deutschsprachigen Raum.

Die Autorin ist Germanistin und Frauenforscherin, Freie Referentin für feministische Mädchen- & Frauenarbeit in Wien.

REZENSIONEN

Geraubte Bücher. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich ihrer NS-Vergangenheit.

Herausgegeben von Murray G. Hall, Christina Köstner und Margot Werner.

Wien: Österreichische Nationalbibliothek, 2004. € 20. ISBN 3-01-000035-9.

In seinem Essayband *Eine Reise in das Innere von Wien* steigt der Schriftsteller Gerhard Roth auch in die Tiefen der Österreichischen Nationalbibliothek hinab und entdeckt dort einen Raum mit dem unheimlichen Namen „Sarg“, in dem nicht erfasste Bücher lagern. Dass der Reportageband von Roth zugleich den 7. Teil des Zyklus *Archive des Schweigens* bildet, passt gut zur Herkunft jener Bücher. Roth unternahm diesen Ausflug in die Nationalbibliothek im Herbst 1989. Was sich ihm in jenem Raum gleichsam als gefrorene Geschichte präsentierte, begann mittlerweile beschämend spät auszuapern.

Das Kunstrückgabegesetz 1998 über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus den österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen (BGBl 181/1998) bildete auch für die Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB) die Grundlage, in ihren Beständen nach Raubgut der Nationalsozialisten zu suchen. Diese Provenienzforschung wurde im Dezember 2003 abgeschlossen. In der Folge entscheidet ein im Bildungsministerium eingerichteter Beirat über die Restitution der Bestände an die Erben der Beraubten; wo solche nicht vorhanden sind, werden die Objekte dem Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus übergeben. (Siehe dazu Ernst Bacher *Warum erst jetzt? Warum so spät? Provenienzforschung und Restitution seit 1998*, S. 54ff.)

Es war nahe liegend, diese längst überfälligen Schritte auch als öffentliches Zeichen der Übernahme von historischer Verantwortung zu dokumentieren. Den Beginn stellte die Ausstellung *Geraubte Bücher* dar, die ab 10. Dezember 2004 im Prunksaal der Nationalbibliothek zu sehen war. Eine umfassende, von Murray G. Hall und Christina Köstner erarbeitete Geschichte der Nationalbibliothek während der NS-Zeit soll im Frühjahr 2006 im Böhlau Verlag unter dem Titel „... allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern ...“. *Eine österreichische Institution in der NS-Zeit* erscheinen.

Der vorliegende Band *Geraubte Bücher. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich ihrer Vergangenheit* bietet mit 14 Beiträgen und einem Vorwort der ÖNB-Generaldirektorin Johanna Rachinger einen guten Einstieg in die Thematik und diente zugleich als Ausstellungskatalog.

Als die Nationalbibliothek nach dem „Anschluss“ zur drittgrößten Bibliothek des Deutschen Reiches avancierte, konnte sie bereits auf eine mehrjährige Erfahrung mit literarischer Säuberungspolitik zurückblicken, wie es Murray G. Hall im Beitrag „I AB 59-63“. Zur Rolle der Nationalbibliothek in der Liquidierung sozialdemokratischer Bildungseinrichtungen ab 1934“ (S. 15ff.) beschreibt. Der ÖNB war dabei die Aufgabe einer Sammelstelle aller aus den Büchereien und Bibliotheken des Ständestaates entfernter Bücher zugekommen.

Paul Heigl, der als früher und fanatischer österreichischer Nationalsozialist bereits im deutschen Bibliothekswesen (Preußische Staatsbibliothek Berlin) tätig gewesen war, übernahm im März 1938 die Leitung der Nationalbibliothek. Er verfolgte eine aggressive Expansionspolitik, die vor forciertem Buchraub nicht zurückschreckte, worauf Christina Köstner in ihrem Aufsatz „Für Jürgens bleiben auf jeden Fall Massen! Die Erwerbungspolitik der Nationalbibliothek zwischen 1938–45“ (S. 30ff.) mehrfach hinweist. Jener zitierte Jürgens war Leiter der Reichstauschstelle in Berlin und Nutznießer von Dubletten, die Heigl aus den Raubbeständen großzügig an andere Bibliotheken verteilte.

Heigl verfügte über ein dichtes Netz von Beziehungen und wurde meistens von sich aus aktiv, wenn er etwa den Leiter der Zentralstelle für jüdische Auswanderung Adolf Eichmann um Beschlagnahme und Zuweisung der Exlibris-Sammlung von Marco Birnholz bat. In anderen Fällen bot auch die Gestapo der NB Bücher an. Die Opfer waren jüdische Privatpersonen und Institutionen, Einrichtungen wie Freimaurerlogen, tschechische Kulturvereinigungen und Gesandtschaften von Ländern, die von der Wehrmacht überfallen wurden. Die kostbarsten in die NB gelangten Bestände beraubter Privatpersonen stammten von Fritz Brukner, Gottlieb Kaldeck, Oscar und Gerhard Ladner, Heinrich Schnitzler, Moriz Kuffner und Alphonse de Rothschild. Ab 1941 erhielt Heigl die Vollmacht zum Beutezug am Balkan, wo die jugoslawische Nationalbibliothek und Universitätsbibliothek Belgrad, die Werschetzer Bischofsbibliothek und der Verlag von Geca Kon geplündert wurden. Und

schließlich bediente sich Heigl noch 1944 an den in der Triestiner Synagoge lagernden Büchersammlungen aus Bibliotheken beraubter jüdischer Familien aus Triest und dem Friaul. Kurz vor der Befreiung Wiens entzog sich Heigl durch Selbstmord jeder weiteren Verantwortung.

Bereits im Frühjahr 1938 wurden in Wien 200 jüdische und „bewegungsfeindliche“ Buchhandlungen und Verlage geschlossen. Da Beschlagnahmungen und Abtransporte unkoordiniert erfolgten und von verschiedenen Organisationen – SA, SS, SD, Gestapo und NSDAP-Gliederungen – durchgeführt wurden, etablierte das Propagandaministerium ab September 1938 die Bücherverwertungsstelle in der Dorotheergasse. (Siehe dazu den Beitrag von Grit Nitzsche „Die Bücherverwertungsstelle Wien“, S. 61ff.) Mit der Leitung wurde der Leipziger Bibliothekar Albert Paust betraut. Er sollte dafür sorgen, dass Sichtung und Ordnung der Bücher in effiziente Bahnen gelenkt wurde. Die beschlagnahmten Bücher wurden vor allem an Bibliotheken verteilt. Schon im November 1938 war das Lager der Bücherverwertungsstelle auf 300.000 Bände angewachsen, weshalb die Nationalbibliothek zusätzliche Räume in der Hofburg anbot und dadurch leichteren Zugriff auf die Bestände erhielt.

Mit dem größten auf österreichischem Gebiet lagernden Bestand geraubter Bücher hat sich Evelyn Adunka („Die Zentralbibliothek der Hohen Schule in Tanzenberg“, S. 71ff.) befasst. Der NS-Ideologe Alfred Rosenberg plante die Errichtung einer Parteihochschule für nationalsozialistische Forschung, Lehre und Erziehung. Diesem Konstrukt „Hohe Schule“ war auch eine Zentralbibliothek zugeordnet, deren wesentlicher Teil aus geraubten Bibliotheken bestand, die der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ in den von der Wehrmacht besetzten Ländern von jüdischen Einrichtungen und Gegnern des Nationalsozialismus geplündert hatte. Nach der beginnenden Bombardierung Berlins wurde die Zentralbibliothek (Gesamtbestand: 500.000–700.000 Bände) nach Kärnten (St. Andrä und Tanzenberg) evakuiert, von wo der größere Teil in den Jahren nach der Befreiung restituiert wurde. Der Rest gelangte in die Büchersortierungsstelle in Wien. Diese Einrichtung war Ende 1949 als Prüfungsstelle „herrenlos“ Buchgutes geschaffen worden und wurde von Alois Jesinger geleitet. Als Direktor der Universitätsbibliothek (UB) Wien während der NS-Zeit und 1945 Entlassener schien er für diese Aufgabe besonders prädestiniert gewesen zu sein. Das Gros der Bücher wurde der

Universitätsbibliothek Wien zugeführt, ein kleinerer Teil der ÖNB und nur ca. 10 Prozent der 233.520 von der Büchersortierungsstelle gesichteten Bände wurden tatsächlich restituiert.

Die Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde IKG (siehe dazu Ingo Zechner „Die Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Entstehung – Entziehung – Restitution und so genannte ‚herrenlose‘ Bücher“, S. 82ff.) wurde abtransportiert und ist höchstwahrscheinlich zum größeren Teil beim Brand des Gebäudes des Reichssicherheitshauptamtes zerstört worden. 1954 nahm eine Bücherkommission der IKG ihre Arbeit auf und konstatierte, dass ca. 200.000 Bände aus Beständen der UB Wien, der ÖNB und einer Verwahrungsstelle des Finanzministeriums mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit aus ehemals jüdischem Besitz stammen. Daraufhin wurde 1956 ein Vergleich zwischen der IKG, dem österreichischen Staat und der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek (JNUL) in Jerusalem geschlossen, der diese Buchbestände aufteilte. Die IKG übergab ihren Teil überwiegend der JNUL, „nicht zuletzt aus der Erwägung heraus, dass mehrere zehntausende österreichische Juden sich in Israel befinden“ (S. 98ff.), aber auch im damals vorherrschenden mangelnden Vertrauen in die Zukunft jüdischen Lebens in Österreich. Durch diesen problematischen Vergleich wurden elf Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus zum größeren Teil die UB Wien (vor allem Restbestände aus Tanzenberg) und mit einem geringeren Anteil die ÖNB nochmals zu Nutznießern der Einverleibung von Raubbeständen. Erst 2004 begann die UB Wien mit einer Provenienzforschung, die sie Peter Malina anvertraute.

Insgesamt sechs Fallstudien in diesem Band verknüpfen auf exemplarische Weise den Buch- und Kunstraub mit den Lebensgeschichten und Schicksalen der betroffenen Menschen, die – mit einer Ausnahme – alle in den KZ-Lagern der Nazis zu Tode kamen:

Mechtild Yvon: Der jüdische Albanologe Norbert Jokl und seine Bibliothek. Spielball zwischen Begehrlichkeit und akademischer Solidarität? (S. 104ff.)

Margot Werner: Raoul Korty – „Der Mann, der in drei Zimmern die Weltgeschichte eingefangen hat“ (S. 118ff.)

Thierry Elsen / Robert Tanzmeister: In Sachen Elise und Helene Richter. Die Chronologie eines „Bibliothekerverkaufs“ (S. 128ff.)

Sophie Lillie: „...Eine traurige, lange Geschichte...“. Die Enteignung der Bibliothek und Kunstsammlung Oscar L. Ladner (S. 139ff.)

Margot Werner: „Ex Bibliotheca Hugo Friedmann Vindobonensis“ – Eine Spurensuche (S. 149ff.)

Michael Wladika: Der Raub der Bibliothek von Stefan Auspitz (S. 159ff.)

Bei den beraubten Opfern handelte es sich um bedeutende WissenschaftlerInnen (Romanistin Elise Richter, Anglistin Helene Richter, Albanologe Jokl) und leidenschaftliche Sammler und Bibliophile (Korty, Ladner, Friedmann, Auspitz). Bei den geschilderten Beispielen ist anhand der Spuren der geraubten Objekte eine breite Palette des Umgangs mit Raubgut nach 1945 zu erkennen. Wo keine Erben Ansprüche anmeldeten, wurden Bibliotheken mit unverschämter Selbstverständlichkeit (ÖNB: Jokl-Bibliothek) im Bestand gelassen oder gar erst 1948 (mit dem Vermerk „während der Kriegszeit 1939–45 der Handschriftensammlung zugewiesen“: Bibliothek Friedmann) inventarisiert. Andere hatten einen bürokratischen Spießrutenlauf zu absolvieren, bevor ihnen eine vollständige Restitution bis zu ihrem Tod (Kunstsammlung Ladner) verwehrt wurde. Relativ rasche, wenn auch nicht komplette Rückgabe an Erben (Bibliothek Auspitz) gab es ebenso wie den skandalösen Fall eines sich über Jahrzehnte hinziehenden Rückstellungsverfahrens der Fotosammlung Raoul Kortys, die sich auch heute noch immer in einem Magazin der ÖNB befindet.

Margot Werner („Der Umgang der ÖNB mit ihrer NS-Vergangenheit“, S.42ff.) gibt einen instruktiven Überblick über alle Restitutionsaktivitäten der ÖNB nach 1945. In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde Ernst Trenkler zum Rückstellungsbeauftragten der ÖNB ernannt. 1944 sortierte derselbe Trenkler in Triest noch im Auftrag von Generaldirektor Heigl die in der dortigen Synagoge lagernden Buchbestände. Gemäß der Vermögensentziehungs-Anmeldeverordnung von 1946 erstellte Trenkler eine Übersicht der beschlagnahmten Bibliotheken. Schwierig war die Aufnahme der von der Gestapo gelieferten vielen kleinen Bibliotheken anonymer Herkunft, die bereits inventarisiert waren. Noch in Magazinen befindliche und nicht eingearbeitete Bestände von ausländischen Gesandtschaften oder von kulturellen Institutionen aus besetzten Gebieten konnten relativ rasch zurückgestellt werden. Insgesamt wurden bis 1950 150.000 Druckschriften und mehr als 35.000

Sammlungsobjekte (Exlibris, Musikalien, Handschriften, Autographen) restituiert. In der Regel kamen dabei nur jene Geschädigten zu ihrem Recht, die aktiv ihren Rückstellungsanspruch geltend machten. Mehrere Jahrzehnte lang war Buchraub und Restitution kein Thema mehr. Der frühere Rückstellungsbeauftragte wurde Leiter der ÖNB-Druckschriftensammlung und Autor einer 1973 erschienenen Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek von 1923 bis 1967.

Erst als Folge des Kunstrückgabegesetzes 1998 wurde ab 2002 mit einer gründlichen Überprüfung aller fraglichen Bestände (Generalautopsie) begonnen. Die Historikerin Margot Werner war die Koordinatorin dieser Provenienzforschung und hat einen mehr als 3000 Seiten umfassenden Bericht verfasst und der Kommission für Provenienzforschung vorgelegt: Insgesamt wurden 11.373 Signaturen Sammlungsobjekte und 14.133 Einzelbände Druckschriften als bedenkliche Erwerbungen bewertet.

In ihrem Vorwort zu diesem Buch meint die ÖNB-Generaldirektorin Johanna Rachinger: „Es geht aber nicht allein um die Erfüllung einer gesetzlichen Verpflichtung. Entscheidend ist darüber hinaus, als öffentliche Institution endlich jenes Unrechtsbewusstsein zu entwickeln und auch öffentlich zu zeigen, das Jahrzehnte lang gefehlt hat.“

Die Autorinnen und Autoren von *Geraubte Bücher* haben dazu einen gelungenen Beitrag geliefert.

Heimo Gruber (Wien)

Stefan Bollmann: *Frauen, die lesen, sind gefährlich. Lesende Frauen in Malerei und Fotografie, Mit einem Vorwort von Elke Heidenreich*. München: Elisabeth Sandmann Verlag, 2005. Geb., 152 S., 100 Abb., € 19,95. ISBN Nr. 3-938045-06-X.

Lesen Frauen schöner? Dass Frauen, die lesen, schön anzuschauen sind und dementsprechend zu einem prominenten Motiv vorwiegend malender Männer geworden sind – so könnte die Ausgangsthese vorliegenden Bildbandes explizit gemacht werden: ein illustriertes Buch mit an die hundert qualitätvollen Reproduktionen von Gemälden und Fotografien, die Frauen beim Lesen zeigen. Ein Buch, das zu blättern und Sinnieren einlädt und auch verurteilt. Ist es die Geschichte lesender Frauen, die hier sichtbar gemacht ist? Oder zeigen sich vielmehr in der Darstellung Lesender Wünsche in Bezug auf Frauen, die sich

mit sich selbst flüchtig zu beschäftigen wissen, Wünsche in Bezug auf Posen, die Bereitschaft und Warten zu signalisieren vermögen, Wünsche in Bezug auf weibliche Selbst-Vergessenheit?

Frauen, die lesen, sind gefährlich – so werden im Untertitel der Publikation *Phantasien und Ängste in Bezug auf mögliche Konsequenzen von Lektüre und Bildung*, die vielerorts Frauen auch heute verwehrt werden, artikuliert. Laut einer Schätzung des UNESCO-Institutes für Statistik des Jahres 2000 sind zwei Drittel der 875 Millionen erwachsener AnalphabetInnen weltweit Frauen. Die begeisterte Leserin und durchaus kämpferische Elke Heidenreich versteht in ihrem einleitenden Essay dementsprechend Lesen als Subversion, als Unterwanderung und Bedrohung patriarchaler Strukturen: „Wer liest, denkt nach, wer nachdenkt, bildet sich eine Meinung, wer eine Meinung hat, weicht ab, wer abweicht, ist ein Gegner.“ (S. 14) Ist aber auch eine, die liest, eine Gegnerin? Eine prophetische Sibylle oder gebildete Kämpferin, eine nüchtern Analysierende oder eine leidenschaftliche Ketzlerin? Freilich: „Auf den Scheiterhaufen der Inquisition brannten vorwiegend Frauen und Bücher.“ (S. 13) Die Darstellungen Lesender aber – das bestätigt der vorliegende Bildband – frönen einem anderen Bedürfnis. Einem Bedürfnis, das keineswegs als Anstiftung zur Rebellion verstanden werden kann.

Wir haben es zu tun mit einem Motiv, das zuerst erlaubt, einzelne, oft einsame Frauen in einem Raumgefüge zu zeigen oder zu portraituren in einer vermittelt selbstgewählten Pose, sprich: einer intendierten Zurücknahme von Pose und Posieren. Es werden häufig Wartende gezeigt, Träumende, oftmals wird ein Augenblick gewählt, in dem die Dargestellten in ihrer Lektüre innehalten, den Blick schweifen lassen. Das Buch zumeist am Schoß. Es werden Frauen gezeigt, die vorlesen – den Kindern, dem Geliebten. Sie lesen häufig Briefe, Liebes-Briefe wird uns nahe gelegt, sie lesen keine Pamphlete oder politischen Schriften. Während lesende oder mit Büchern ausgestaffte Männer in der Geschichte der Malerei und Portraitkunst als Gelehrte, auch als *pictor doctus*, vorgestellt werden, werden lesende Frauen vorwiegend im Zusammenhang von häuslicher Erziehung, Frömmigkeit oder privaten Lustbarkeiten dargestellt.¹ Stefan Bollmann, der in seinem Essay nach den historisch verschiedenen Orten und Praxen des Lesen fragt, bemerkt: Frauen

¹ Vgl. Bodo Franzmann u.a. (Hrsg.): *Handbuch Lesen*. München: K.G. Saur Verlag, 1999, S. 642–652.

läsen viel im Bett – zu Zeiten Emma Bovarys wohl gemerkt. „Insbesondere die weibliche Lektüre“, schreibt er, „geschah unsystematisch, zerstreut, nicht selten auch heimlich“ (S. 30) – worin sich die männliche Konstruktion der weiblichen Leserin unzweideutig entpuppt: Frauen, die lesen, so könnte gesagt sein, werden zumeist dargestellt in einer eigentümlich doppelten Struktur von Bezugnahme; sie werden in Beschäftigung mit sich selbst und selbstvergessen, oft geradezu verloren portraitiert. Ihre Selbstbeschäftigung wird als Bezugnahme und Aufnahme inszeniert, wobei Mann, Autor und Buch in eins fallen.

In der Konzeption des Bandes bleiben schreibende Frauen ausgeklammert. Keine Schreibenden, keine arbeitend Lesenden und auch Malerinnen/Fotografinnen lesender Frauen erscheinen nur als Ausnahme. Es ist von dem her allenfalls eine stille Subversion, die hier vorbeischiebt, eine Subversion, verortet in einem vielleicht widerspenstigen Innenraum, dem öden Gatten mit seinem vermeintlich langweiligen Wirtschaftsblatt beim Frühstück entgegengesetzt, eine Subversion in inniger Zweisamkeit mit dem Autor. Fugue. Und hier entblößt sich der heteronormative Zuschnitt dieses Buches: „Über das Gefährliche, wenn Frauen *zu viel* lesen“, so titelt der einleitende Essay. Eine Formulierung, die einem Anstandsbuch entnommen sein könnte. Vorausgesetzt ein erotisches Verhältnis zwischen Leserin und Literatur, ein Lesen als Eintauchen in die innere Welt der Phantasien, geteilt mit einem als männlich vorausgesetzten Autor – Subversion als Koketterie. „Einige der schönen Leserinnen auf den Bildern in diesem Buch sind nackt. Vor dem Buch gibt es keine Scham ...“ (S. 16), schreibt Heidenreich und vermeint, darin eine Aufhebung der Geschlechtergrenzen im Schreiben und Lesen, ja gar eine Begegnung androgyner Schöpferkräfte zu erkennen.

Die Hoch-Zeit des Motivs europäischer Malerei ist das 18. und 19. Jahrhundert, Zeit und Raum, in dem Frauen der Zugang zu (akademischer) Bildung verwehrt war. Zeit der Empfindsamkeit, der Intimität, der bürgerlichen Vereinbarungen in Bezug auf getrennte Sphären von da Öffentlichkeit, dort Privatheit, da Arbeit, dort Muße oder Freizeit, der Ausdifferenzierung familiärer Modelle, der dezidierten Sexualisierung des Verhältnisses von Maler und Modell als ein Jenseits des familiären oder freundschaftlichen Zusammenhanges. Malereigeschichtlich skizziert, Zeit der Hinwendung zu absorption, dem In-Sich-Versunken-Sein, wie dies Michael Fried für die zweite Hälfte

des 18. Jahrhunderts herausgearbeitet hat.² Zeit der *Feminisierung* künstlerischer Produktion, die ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts allenthalben zu beobachten ist, der diskursiven malerischen Festigung etablierter geschlechtersegregierter Räume im Impressionismus und der Inszenierung von pikanten räumlichen Überschneidungen – die Bühnen, Ateliers und Bordelle. Die Gärten, Boudoirs und Wohnräume den Frauen, die Strassen und Rennbahnen, Cafés und Variétés den Männern.³

Bilder lesender Frauen sind dem Motiv sich waschender Frauen verwandt, auch den Bildern etwa von Büglerinnen oder Wäscherinnen in der französischen Malerei. Der Akzent liegt zumeist auf Selbst-Berührung, auf den der Maler/Fotograf einen exklusiven Blick feilbietet, nicht auf einer Auseinandersetzung mit der Welt. Die Wendung nach Innen, die das Lesen vermittelt, fungiert als Verstärkung von Geheimnis und damit als Stärkung von Verführungskraft wie Eroberungswille. Es ist demnach nicht die Negation des Betrachters als ein anti-theatralischer Effekt, die ins Auge sticht – Ereignis und Handlung waren nicht vorausgesetzt. Ins Auge sticht eine quasi keusche *libido spectandi*.

Aber: Emma Bovary taugt nicht als Identifikationsfigur, meine ich. Es bleibt hier kein Platz für kämpferische, sich mit Büchern und Texten wappende Frauen, kein Platz für ketzerische Worte. Die Lesenden werden ganz 'bei sich' gezeigt – in vollkommener Abkehr von Handlung, Produktion. Das Buch wird als symbolische Autorität gesetzt, entpersonalisiert. Reine, oftmals entkleidete, Bezugnahme auf den Anderen. Das Motiv der lesenden Frau unterhält verwandtschaftliche Beziehungen zu jenem der weiblichen Leiche⁴: geopfert, hingegeben gänzlich – der „sanften Narkose der Lektüre.“ (S. 23)

Edith Futscher (Wien)

2 Michael Fried: *Absorption and Theatricality. Painting and Beholder in the Age of Diderot*. Chicago-London: Chicago Univ. Press, 1980.

3 Vgl. Griselda Pollock: *Moderne und die Räume von Weiblichkeit*. In: Ines Lindner u.a. (Hrsg.): *Blick-Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Kunst und Kunstgeschichte*. Berlin: Reimer, 1989, S. 313–332.

4 Vgl. Elisabeth Bronfen: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*. München: Kunstmann, 1994.

Zweihundert Jahre F.A. Brockhaus: Heinrich Eduard Brockhaus: *Die Firma F.A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum. 1805–1905*. 441 Seiten mit 16 Tafeln. Mit 12 Seiten Einleitung von Thomas Keiderling. – *F.A. Brockhaus 1905–2005*, herausgegeben von Thomas Keiderling. 448 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Mit Diskette des Textes beider Bände. Leipzig und Mannheim: F.A. Brockhaus, 2005. Beide Bände, Leinen in einer Jubiläumskassette € 75 (D); 77,10 (A); SFr 132. ISBN 3-7653-0084-5.

Aus Anlass seiner Gründung vor 200 Jahren legt der Verlag F.A. Brockhaus eine zweibändige Geschichte vor, deren erster Band ein unveränderter Nachdruck des Buches von Heinrich Eduard Brockhaus ist, das 1905 erschienen war. Das ist recht ungewöhnlich, doch bei diesem Buch handelt es sich gleichsam um eine Inkunabel des Genres. Wohl gab es bis dahin schon einige Selbstdarstellungen deutscher Verlage, doch diese hatten zumeist nur einen Umfang von weniger als hundert Seiten und waren kaum repräsentativ für die Gattung. Der Verfasser dieser Verlagsgeschichte von mehr als 400 Seiten, ein Enkel des Verlagsgründers Friedrich Arnold Brockhaus, war mehr als fünfzig Jahre in der Leitung des Verlags tätig. (Er verzichtete zumeist auf seinen ersten Vornamen, um Verwechslungen mit seinem Vater Heinrich zu vermeiden und beließ es bei seinem zweiten Vornamen.) Gestützt auf umfangreiche Verlagsarchivalien und Erkundungen in weiteren Archiven hatte er von 1872–1881 das Leben seines Großvaters auf 1300 Seiten dargestellt. Die zeitlichen Lücken im Erscheinen der drei Bände erklären sich aus seinem verantwortlichen Wirken in berufsständischen Vereinigungen der Buchhändler und Drucker. Und schließlich gab es auch regelmäßig Unterbrechungen durch seine Tätigkeit im deutschen Reichstag als Abgeordneter der Nationalliberalen Partei von 1871–1878, die ihn zeitlich für mindestens drei Monate im Jahr beanspruchte.

Bei seiner Arbeit an der Biographie des Großvaters hatte es Eduard Brockhaus häufig bedauert, dass es noch keine Geschichte des deutschen Buchhandels gab. Daher beantragte er am 8. April 1875 beim Vorstand des Börsenvereins, eine solche Geschichte in Auftrag zu geben. Ein Jahr später wurde sein Vorschlag von der Hauptversammlung des Börsenvereins einstimmig befürwortet, sowie die Gründung einer Historischen Kommission und eines ‚Archivs für Geschichte des Deutschen Buchhandels‘ beschlossen. Den Abschluss der vierbändigen Geschichte von Kapp/Goldfriedrich erlebte Brock-

haus noch im Herbst 1913. Von 1892-1895 war er schließlich auch Erster Vorsteher des Börsenvereins und viele Jahre auch Vorsitzender der Historischen Kommission. So hat sich der Verfasser – nicht nur durch diese Verlagsgeschichte – ein bleibendes Verdienst um die deutsche Verlagsgeschichtsschreibung erworben.

Eduard Brockhaus kam es bei der Abfassung seiner Unternehmensgeschichte auch zugute, dass er die unter der Aufsicht seines Vaters begonnene Verlagsbibliographie der in den Jahren 1808–1872 bei Brockhaus erschienenen Veröffentlichungen zu Ende führte. Sie erschien 1875 und wurde auf seine Veranlassung für die bis 1905 folgenden Jahre fortgeführt. (1962 erschien als Fortführung ein *Vollständiges Verzeichnis der von 1906 bis 1960 verlegten Werke* des Verlags, der damit über 155 Jahre seiner Tätigkeit bibliographisch Rechenschaft gibt!)

Das Werk ist in sechs Abschnitte – die jeweiligen Inhaberperioden – mit je zwei Unterabschnitten gegliedert. Der erste, Geschäftliches und Biographisches, nennt die Lebensdaten der Familienangehörigen, auch die der Töchter, die fachliche Ausbildung der Söhne, ihre Heirat, die Abkömmlinge und ihre Tätigkeit im Unternehmen. Vergessen sind auch nicht die Prokuristen und deren Verdienst um das Unternehmen. Der zweite Abschnitt, „Verlagstätigkeit“, ist regelmäßig der umfangreichere und umfasst in der Darstellung reichlich 70% vom Umfang des gesamten Werkes. Genannt werden die Namen der zahllosen Autoren, neben Bekannteren auch längst Vergessene. Herausragend ist lediglich ein Bericht über die Bewerbung des Verlags um Goethes Ausgabe „letzter Hand“ und der ausführlich zitierte Briefwechsel mit Schopenhauer. Dessen Hauptwerk, *Die Welt als Wille und Vorstellung*, war bereits 1819 bei Brockhaus erschienen und ebenso seine weiteren Werke. Die zahlreichen Zeitungen, darunter die *Deutsche Allgemeine Zeitung* (ausführlich deren Pressefehden), sowie die Zeitschriften werden mit ihren Redakteuren behandelt. Man gewinnt freilich den Eindruck, dass der Autor von der Verlagsbibliographie einen gar zu exzessiven Gebrauch gemacht hat. Die einzelnen Ausgaben des Lexikons werden zwar alle erwähnt, doch nie wird deren Auflagenhöhe genannt. Auf die Konkurrenz wird zwar hingewiesen, doch es werden keine Firmennamen genannt. Der Name Meyer oder der des Bibliographisches Instituts kommt also nicht vor, obwohl das Bibliographische Institut schon mit der zweiten

Auflage seines Lexikons (1861–1867) und stärker noch mit der 3. Auflage (1874–1878) für Brockhaus in diesem Bereich zu einer gefährlichen Konkurrenz geworden war und den Verlag auch dazu veranlasste, sein belletristisches und wissenschaftliches Programm stark zu reduzieren. Die Bedeutung des technischen Betriebs wird zwar hervorgehoben, doch nicht in angemessenem Umfang, zumal von den 1872 im Unternehmen tätigen 601 Personen nur 80 im buchhändlerischen Bereich, also auch in den Redaktionen, tätig waren. (Hinzukamen freilich noch einige hundert freie Mitarbeiter.) Aber nicht nur die Entwicklung der grafischen Technik wird zu marginal behandelt, auch der kaufmännische Bereich kommt zu kurz. Neben anderen leitenden Angestellten wird zwar der Prokurist Albert Rottner gelobt, dessen *Lehrbuch der Contowissenschaft für deutschen Buchhandel* (1855 und 1861) aber nur neben anderen Lehrbüchern aufgezählt, nicht aber seine Verdienste um die Firma Brockhaus. Sein Lehrbuch wurde von zwei Generationen von Buchhändlern und Prinzipalen bevorzugt genutzt. (Als um die Jahrhundertwende ein neues Lehrbuch für den Buchhandel diskutiert wurde, gingen die hierfür vorgesehenen Herausgeber Paschke und Rath zunächst von einer Bearbeitung des Rottner aus, nahmen hiervon aber schließlich Abstand.) Das Beispiel zeigt, dass wohl auch die kaufmännische Verwaltung von Brockhaus der Zeit voraus war.

Thomas Keiderling hat in seiner Einleitung zum ersten Band auf einige Lücken hingewiesen, ohne die zeitgenössische Bewertung als „Glanzleistung“ infrage zu stellen. Er räumt freilich ein, dass unser „heutiges Interesse an der Firmengeschichte weit über das hinausgeht“, was Eduard Brockhaus in den Mittelpunkt gestellt hat. So behandelt er im Eingangskapitel seines Buches, des zweiten Bandes, dann auch manches, was Eduard Brockhaus nicht oder nur am Rande behandelt hatte. Hierfür zieht er gelegentlich auch Beiträge anderer Buchwissenschaftler heran: Die Modernisierung im graphischen Betrieb, neue Aufgaben für die Druckerei, die Ausweitung des Betriebsgeländes und die Häuser der Familie Brockhaus (Christian Schatt), Albert Brockhaus und der „Bücherstreit“ (Alexandra Fritzsich) und ehrenamtliche Tätigkeiten von Eduard Brockhaus und seinem Sohn Albert. (Eine erneute Würdigung findet Albert Brockhaus auch im Nachkriegskapitel, wo besonders seine umfangreiche Netsuke-Sammlung gewürdigt wird.) Schließlich unternimmt Keiderling einen Exkurs durch die Geschichte der Lexika bis

ins 19. Jahrhundert. Hier hätte, entsprechend der Chronologie, der Exkurs über lexikalische Unternehmungen des Auslands folgen sollen, die im 19. Jahrhundert vom Brockhaus inspiriert oder gar entlehnt worden waren. Man findet sie erst reichlich hundert Seiten später: Eine deutliche Anlehnung war die von 1829 bis 1833 erschienene *Encyclopaedia Americana*, auf deren Titelblatt der Verleger offenherzig bekennt, das Werk auf der Basis (der 7. Auflage) des *Conversations-Lexikons* von Brockhaus erarbeitet zu haben. Sehr ausführlich berichtet Dorottya Lipták über Otto Wigands ungarischen „Brockhaus“, dem ebenfalls die 7. Auflage von 1827 zugrunde gelegt war und die in 12 Bänden von 1831–1834 erschien. Von den deutschen Wurzeln der *Chambers's Encyclopaedia* (London 1866 ff.), die in zunehmenden Umfang auch Beiträge englischer Redakteure enthielt, berichtet Sondra Miley Cooney. Für seine Ausgabe zahlte der englische Verleger immerhin eine Lizenzgebühr von £ 400. Erhard Hexelschneider schließlich schildert ausführlich die Geschichte der russischen Brockhaus-Ausgabe, die von 1890–1904 im St. Petersburger Verlag von Brockhaus & Efron erschien. Sie kam auf 41 Bände in 82 Halbbänden. Reklamationen der Benutzer führten auch in diesem Fall dazu, dass in zunehmendem Umfang Originalbeiträge russischer Autoren aufgenommen wurden.

Der Krieg und die Inflationsjahre mit einer fortschreitenden Verarmung breiter Bevölkerungsschichten nötigten den Verlag zur Entwicklung neuer Konzepte für die Reiseliteratur (Roland Gruschka). Zu reduzieren war das Format und der Umfang, um einen marktgerechten Preis zu erreichen. Schrittmacher waren Sven Hedins drei Bücher *Von Pol zu Pol* (1911/12), die zehn Mal aufgelegt werden mussten. Nach dem Krieg folgte nach diesem Modell die Reihe „Reisen und Abenteuer“, in die auch gekürzte Ausgaben von Hedin, Stanley, Scott und anderen Brockhaus-Autoren aufgenommen wurden. Bis 1934 erschienen 55 Bände, die jeweils etwa drei Mark kosteten. (Eine neue Folge erschien seit 1946 in Wiesbaden mit mehr als 50 Bänden.)

Kritisch waren die Aussichten hinsichtlich eines großen, vielbändigen Lexikons: Die letzte Ausgabe, die 14., war 1910 in aktualisierter Fassung erschienen, doch deren Grundwerk ging bereits in die 90er Jahre zurück. Hierüber hatte sich schon Albert Brockhaus 1912 Gedanken gemacht. Aus der Sorge, das im Unternehmen entwickelte Know-how hinsichtlich der Lexikon-Arbeit könnte langsam verloren gehen, hatte er in einem vertrau-

lichen „Lexikon-Testament“ Empfehlungen für eine Neuausgabe zusammengestellt. 1921 starb Albert Brockhaus und sein Sohn Hans (Jahrgang 1888), der schon 1914 in die Unternehmensleitung aufgenommen worden war, hier aber kriegsbedingt nicht tätig werden konnte, trat an seine Stelle. Zunächst förderte er das Erscheinen eines vierbändigen Lexikons (1921–1923). 1925 erschien dann auch ein einbändiges Lexikon, das recht erfolgreich wurde. Der zeitliche Abstand zum Bibliographischen Institut wurde aber immer beängstigender, denn hier erschien seit 1924 ein neues, auf zwölf Bände angelegtes Lexikon, das 1930 abgeschlossen wurde.

1928 konnte Brockhaus dann endlich eine neues Großlexikon beginnen, das 1935 mit dem 20. Band und einem Ergänzungsband abgeschlossen wurde. Mit dieser Ausgabe zog sich der Verlag die kritische Aufmerksamkeit der „Parteiamtlichen Prüfungskommission“ (gegründet am 15.4.1934) zu, wenngleich erst bezüglich der letzten vier Bände, die 1934 und 1935 erschienen. Hiervon war insbesondere der Ergänzungsband betroffen, Doch der Hinweis des Verlags, „Brockhaus-Lexika“ seien ein wichtiger Exportartikel, und es dürfe die internationale Reputation nicht gefährdet werden, fand noch relativ offene Ohren. Wesentlich schlimmer erging es dem Bibliographischen Institut, das 1936 ein mehrbändiges Großlexikon begonnen hatte. Es kam 1940 nur bis zum 9. Textband und musste danach eingestellt werden. Auch Brockhaus konnte dem zunehmendem Druck der Zensurbehörde nicht standhalten. Dies belegt besonders der 1. Band einer „völlig neubearbeiteten“ Ausgabe des 20bändigen Lexikons, die im Hinblick auf die Kriegswirtschaft (zum Glück) nicht fortgesetzt zu werden brauchte.

Unproblematisch waren die Reisebücher. Zu Sven Hedins schon früher häufiger nachgedruckten Titeln kamen sieben neue hinzu. Eifrigster Autor dieser Jahre war Colin Ross. Zu dessen zehn seit den frühen zwanziger Jahren publizierten Büchern kamen weitere zehn Titel bis Kriegsende. Von der allgemeinen konjunkturellen Entwicklung profitierte insbesondere der technische Betrieb. Waren 1932 in der Firma 400 Beschäftigte tätig, so waren es 1939 1100! Neben Aufträgen von Verlegerkollegen wurde nun in verstärktem Umfang für die Industrie gearbeitet: Sammelbilder für die Zigarettenindustrie, kartographische Werbeatikel oder Ansichtskarten. Diese Aufträge blieben nach dem Kriegsausbruch naturgemäß aus. Von nun an ging die Zahl der Beschäftigten stetig zurück. Die jüngeren Jahrgänge wurden zur Wehrmacht

eingezogen, das ältere Fachpersonal wurde dienstverpflichtet für wehrwirtschaftlich wichtige Industriezweige.

Am 29. November 1943 erging der Befehl zur Stilllegung des Betriebs, um weitere Arbeitskräfte für die Kriegswirtschaft freizustellen. Doch schon in den Morgenstunden des 4. Dezember wurde Leipzig von einem schweren Bomberangriff heimgesucht. Besonders schwer war der Bezirk C1 betroffen, wo die Verlage und die graphische Industrie angesiedelt waren. Die Gebäude von Brockhaus, Verlag, Druckerei und auch die Privathäuser der Familie waren zu etwa 80 Prozent zerstört. Der Schließungsbefehl war nun gegenstandslos. Einige Maschinen konnten noch geborgen und wieder hergerichtet werden, die Büros und die Redaktionen fanden in verschiedenen Stadtteilen Unterkunft, die Produktion wurde in Ausweichbetrieben außerhalb der Stadt wieder aufgenommen. Ein erneuter Schließungsbefehl wurde wieder rückgängig gemacht.

Am 18. und 19. April zogen die Amerikaner in Leipzig ein. Sie blieben nur bis Ende Juni. Vor ihrem Abzug hatten sie einige Leipziger Verleger, deren Haltung im Dritten Reich unbedenklich war, eingeladen, sich ihnen anzuschließen und nach Westen überzusiedeln. Nach einigem Zögern sagte Hans Brockhaus zu und überwand die Skrupel, hierdurch dem Unternehmen und seiner Belegschaft untreu zu werden. Dass der Teilhaber Fritz Brockhaus (1874–1952) in Leipzig bleiben wollte, erleichterte ihm die Entscheidung. Nach Westen begleitete ihn, neben seiner Familie, auch Karl Pfannkuch, der Chefredakteur der Lexika. Am 12. Juni trafen die Übersiedler in Wiesbaden ein. Nach zwei Monaten in einem Übergangsquartier übersiedelten sie mit den anderen Leipziger Verlegern in das frühere Hotel „Pariser Hof“. Am 31. März 1946 wurde Eberhard Brockhaus, der im August 1945 aus dem Krieg zurückgekehrt war, die amerikanische Lizenz erteilt.

In Leipzig hatte der Neubeginn zunächst Hoffnungen geweckt. Auf einige Nachdrucke aus der Reihe „Reisen und Abenteuer“ folgte 1948 der noch während des Krieges begonnene *Brockhaus der Naturwissenschaften und der Technik* und 1949 der *Sprach-Brockhaus*. Doch schon 1950 scheiterte der *Völkis-brockhaus* bereits beim ersten Teilband. Er wurde kurz nach der Auslieferung verboten und beschlagnahmt. In diesem Jahr wurde Hans Brockhaus gezwungen, sein Teilhaberschaft am Leipziger Betrieb aufzugeben. Am 28. Februar 1951 wurde ein Treuhänder eingesetzt, und Fritz Brockhaus erhielt ein Haus-

verbot. Am 15. März 1953 wurde die Firma zum Volkseigentum erklärt. Was danach unter dem Namen Brockhaus in Leipzig verlegt wurde, hatte nur noch wenig mit dem traditionellen Programm zu tun. Zu erwähnen sind lediglich einige naturwissenschaftliche Lexika. Die allgemein informierenden lexikalischen Werke erschienen seither im ebenfalls verstaatlichten VEB Bibliographisches Institut.

Im Wiesbadener Verlag erschien als erstes Buch im August 1946 Friedrich Meineckes *Die deutsche Katastrophe*, von dem bis 1955 fünf Auflagen nötig waren. Es folgten einige Titel der Reihe „Reisen und Abenteuer“, Eckeremanns *Gespräche mit Goethe*, und die Schopenhauer-Ausgabe wurde nachgedruckt. Am 19. September 1947 verunglückte Eberhard Brockhaus tödlich. Der Verlust traf die Familie und den Verlag schwer. In ihn hatte man alle Hoffnungen für den Fortbestand des Verlags gesetzt. Sein Name als Lizenzträger wurde erst 1955 durch den traditionellen Firmennamen ersetzt.

Als erstes lexikalisches Werk erschien 1947 der *Sprach-Brockhaus*. Ihm folgte 1949 das *ABC der Naturwissenschaften und der Technik*. Von beiden wurden auch Lizenzen nach Österreich und in die Schweiz gegeben. Bereits 1949/50 erschien *Der Kleine Brockhaus* in zwei Bänden. Abgegeben wurde er in Lieferungen zu fünf bis acht Bogen. Die Einbanddecke wurde jeweils mit der letzten Lieferung eines Bandes geliefert. So hatten es die Verleger lexikalischer Werke bereits im 19. Jahrhundert gehandhabt, und so war auch Brockhaus verfahren. Die Umsätze der ersten lexikalischen Werke waren so erfreulich, dass von 1952 bis 1957 endlich auch wieder ein *Großer Brockhaus* in 12 Bänden erscheinen konnte. Dies war auch an der Zeit, denn der Verlag Herder in Freiburg, der 1948 zunächst mit kleineren Lexika begonnen hatte, brachte ebenfalls seit 1952 ein zehnbändiges Lexikon auf den Markt, das 1956 abgeschlossen war. Es begann sich nach der Aufhebung der Importbeschränkungen auch das *Schweizer Lexikon in 7 Bänden* (1944–1948) bemerkbar zu machen. Für die nun bei Brockhaus anstehenden Arbeiten war es inzwischen im „Pariser Hof“ längst zu eng geworden. Seit Juni 1952 fanden schließlich alle Abteilungen, die zuletzt an vier verschiedenen Stellen der Stadt gearbeitet hatten, in einem eigenen Neubau am Leberberg ihren Arbeitsplatz.

Die Konkurrenz nahm zu: Von 1953–1955 erschien bei Bertelsmann ein vierbändiges Lexikon, 1966 ein *Bertelsmann Lexikon in 7 Bänden* und zwar

gleichzeitig und keineswegs im üblichen Abstand von drei oder vier Monaten. 1961 trat das Bibliographische Institut, ein Konkurrent seit über hundert Jahren, wieder auf den Plan. (1953 war es von seinen westdeutschen Aktionären in Mannheim wiedergegründet worden.) Bis 1963 erschien ein *Duden-Lexikon* in drei Bänden, und von 1964 bis 1968 folgte in acht Bänden ein *Großes Duden-Lexikon*. Der Droemer Verlag veröffentlichte von 1966–1968 einen vierbändigen *Großen Knauer*, der später auch von einigen Buchgemeinschaften (darunter auch ein *Donauland-Lexikon*) und zwei Verlagen übernommen wurde. Hinzu kamen schließlich noch zwei Lexikon-Ausgaben als Taschenbuch: 1966 ein *rororo-Taschenbuch-Lexikon* in neun Bänden als Lizenz des BI und beim Deutschen Taschenbuchverlag von 1966–1968 ein *dtv-Lexikon* in 20 Bänden. Hierfür hatte noch Hans Brockhaus ein Jahr vor seinem Tod die Lizenz erteilt, um mit den Erlösen die Finanzierung der zwanzigbändigen Enzyklopädie etwas zu erleichtern. Diese erschien dann von 1966–1974. Doch ehe die letzten Bände vorlagen, brachte das Bibliographische Institut seit 1971 (bis 1979) *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* in 25 Bänden auf den Markt.

Ein zwölfbändiger Brockhaus als „Jubiläumsausgabe“ (175 Jahre FAB), der von 1977 bis 1980 erschien, kostete den Verlag dann die letzten Reserven. Der Umsatz brach dramatisch ein: gegenüber dem Geschäftsjahr 1979/80 mit 27,2 Millionen DM ging er in zwei Jahren fast auf die Hälfte zurück. Und es gab schon lange kein weiteres Programm mehr, das den Verlag hätte stabilisieren können. Ein neues Großlexikon hätte der Verlag aus eigener Kraft nicht mehr finanzieren können. Das Jahr 1982 brachte eine weitere Hiobsbotschaft: Die Druckerei Gerhard Stalling in Oldenburg, die seit 30 Jahren die Brockhaus-Lexika herstellte, musste Konkurs anmelden. Hier war Brockhaus auch mit einer Kapitaleinlage beteiligt. Beim BI verfolgte man die Probleme des schärfsten Konkurrenten mit wachsender Sorge: Sollte sich Holtzbrinck oder Bertelsmann bei Brockhaus finanziell engagieren, hätte dies auch die eigene Marktposition bedroht. In dieser Situation wandte sich der Unternehmensberater Wolfgang Staab, der beide Verlage kannte, im Januar 1983 auf Anregung des BI-Vorstands an Ulrich Porak als Vertreter der Geschäftsleitung von Brockhaus. Dort war man zunächst irritiert und skeptisch, doch bald kam es auch zu direkten Gesprächen und zu einer positiven Bewertung einer Fusion. Dieses Ergebnis wurde den Belegschaften beider Verlage am 10. Mai

1984 mitgeteilt und die Presse auf einer Konferenz informiert.

Der Umzug von Brockhaus nach Mannheim war eine wichtige Voraussetzung für die Sanierung. Die Zusammenführung der beiden Verlage kostete aber auch viel Geld, und die Bilanzen sahen dementsprechend düster aus. Doch die Konzentration zeigte auch erste Früchte: Es erschien der dreibändige *Jugend-Brockhaus*, ebenfalls dreibändig ein *Literatur-Brockhaus*, der ursprünglich beim BI hatte erscheinen sollen. 1986 begann schließlich auch die 19. Auflage der *Brockhaus Enzyklopädie* in 24 Bänden zu erscheinen, die der Verlag schon vor der Fusion geplant hatte, die aber aus finanziellen Gründen zurückgestellt werden musste. Doch finanzielle Sorgen gab es weiterhin. In dieser Situation traf ein Angebot des britischen Medienmoguls Robert Maxwell ein, mit dem er sich zur Übernahme der Mehrheit des Aktienkapitals zu einem sehr günstigen Kurs bereit erklärte. Hubertus Brockhaus – ein Enkel von Hans Brockhaus, der seit 1984 dem Vorstand angehörte – wandte sich energisch gegen die Annahme, und es gelang ihm, die Familie Langenscheidt zur Übernahme eines wesentlichen Anteils am Kapital zu bewegen.

Nach der Wiedervereinigung konnte schon im März 1990 eine Vereinbarung getroffen werden, nach der Mannheim ein Vorkaufsrecht am VEB Bibliographischen Institut Leipzig erhielt. Die Redaktionen für Deutsch und Lexika wurden übernommen und der Verlag am 31. Mai 1991 ein Teil des Mannheimer Unternehmens. Hier wurde für den Mannheimer Verlag zunächst ein neuer Duden, ein Fremdwörterbuch und eine neue Auflage von *Meyers Taschenlexikon* in 24 Bänden in Zusammenarbeit mit den Mannheimer Kollegen erarbeitet. Während die Umstellung beim BI dank der tatkräftigen Mitwirkung des Leipziger Verlagsleiters Helmut Bähring reibungslos verlief, erwies sich die Übernahme des VEB Brockhaus als nicht realisierbar: Dessen Programm war nicht kompatibel. Hinzukamen Schwächen in dessen Leitung.

Da die Grundstücke in Wiesbaden und in Leipzig als Privateigentum der Familie Brockhaus nicht in die Fusion von 1984 eingeschlossen waren, zog sich Hubertus Brockhaus zum Jahresende 1993 aus dem Vorstand zurück, um sich ganz dem Wiederaufbau auf dem traditionellen Grund zuzuwenden. Das neue „Brockhaus-Zentrum“ in der Querstraße 18 wurde am 26. Juni 1995 eingeweiht, und hier bezog auch die Leipziger Arbeitsgruppe des BI zwei Stockwerke. Diese hatte bereits 1994 die Arbeit an der vierundzwanzigbändigen *Brockhaus Enzyklopädie* abgeschlossen. Hierfür hatte Michael Wegner vom

BI Mannheim ein elektronisches System zur Verfügung gestellt. Die 20. Auflage, wiederum in 24 Bänden, wurde hier von 1996–1999 erarbeitet und ebenfalls in digitalisierter Fassung angeboten. Auch sie wurde, wie alle ihr folgenden, unter der „Marke“ Brockhaus angeboten. Dies war verkaufsstrategisch gewiss richtig, denn der Firmenname „Brockhaus“ ist gleichsam synonym für universell informierende Lexika, was gewiss nicht für den Namen „Meyer“ gelten kann. Zum Jubiläumstermin im Oktober 2005 werden die ersten sechs der auf 30 Bände angelegten 21. Auflage der Enzyklopädie ausgeliefert, die Bände 7–12 im Dezember und die restlichen 18 Bände bis zum Herbst 2006. Auch von dieser Ausgabe wird eine digitalisierte Version angeboten.

Thomas Keiderling hat die Geschichte des Brockhaus-Verlags in den letzten hundert Jahren ungemein gründlich erforscht und auch die Quellen für scheinbar entlegene Vorgänge erschlossen. Als besonders ergiebig erwies sich das Sächsische Staatsarchiv in Leipzig mit seinen Schätzen aus dem früheren Brockhaus-Bestand. Groß ist die Zahl der befragten Zeitzeugen, insbesondere hinsichtlich der Fusionsverhandlungen mit dem Bibliographischen Institut. Ein Anmerkungsanhang mit mehr als 1300 Nachweisen belegt eindrucksvoll die gründlichen Recherchen. Man wird lange auf eine vergleichbar gründlich erkundete Verlagsgeschichte warten müssen, die dabei auch so gut lesbar ist!

Heinz Sarkowski (Dossenheim)

Abgeschlossene Hochschulschriften

JORDAN, Luzia: Antisemitische Verlage in der Zwischenkriegszeit. Diplomarbeit Univ. Wien 2005. (Inst. f. Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

PÖLZER, Rudolf: Übersetzungen in Österreich. Versuch einer Bestandsaufnahme. Diplomarbeit Univ. Wien 2005. (Inst. f. Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft, wiss. Betreuer Bachleitner)

RISSEL, Philipp: Der Strukturwandel im deutschsprachigen Buchverlagswesen von 1990 bis 2004 – Aspekte der Medienkonzentration. Eine Untersuchung der Auswirkungen des Wandels auf exemplarische Buchverlage. Diplomarbeit Univ. Wien 2005. (Inst. f. Publizistik, wiss. Betreuer Hausjell)

WAGNER, Claudia: Die Zentralkommission zur Bekämpfung der NS-Literatur. Literaturreinigung auf Österreichisch. Diplomarbeit Univ. Wien 2005. (Inst. f. Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

Themen in Arbeit

BERNAUER, Ines: Der Residenz Verlag im Wandel. (Inst. f. Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

HARRER, Stefanie: Buchhandlungen mit Fachsortiment in Wien. (Inst. f. Germanistik, wiss. Betreuer Hall)

Deutscher Buchpreis für Arno Geiger

Weil in Deutschland, neben dem Friedenspreis und dem Büchnerpreis, eine Auszeichnung wie der Prix Goncourt oder der Pulitzerpreis fehlte, hat der Börsenverein des deutschen Buchhandels nun den Deutschen Buchpreis gestiftet. Er soll jeweils für den besten deutschen Roman vergeben werden. Als erster Preisträger wurde der Österreicher Arno Geiger mit seinem Roman *Es geht uns gut* (Hanser) geehrt. Drei der sechs Finalisten kamen aus Österreich.

Braumüller 222

Der traditionsreiche Wissenschaftsverlag Wilhelm Braumüller in Wien hat kürzlich ein ungewöhnliches Jubiläum gefeiert: „222 Jahre Braumüller“. Aus diesem Anlass hat unser Mitglied Dr. Irene Nawrocka eine Verlagschronik zusammengestellt, die im „Gesamtverzeichnis Wissenschaft 2005/2006“ erschienen ist. Das Verzeichnis ist über den Verlag zu beziehen (Servitengasse 5, A-1092 Wien, Tel. 0043 1 319 1159), die Verlagschronik auch als Download verfügbar.

(http://www.braumuellner.at/files/pdf/BM_Chronik.pdf).

Eisenbahnliteratur: Eine Bibliographie

Im Verlag unseres Mitglieds Wolfgang Drews ist erschienen: Bernhard Neuner: *Bibliographie der österreichischen Eisenbahnliteratur von den Anfängen bis 1918*. (Wien: W. Drews, 2002. 1599 S. in 3 Bdn., zahlreiche Abb., Ln. € 398). Der Rezensent in *Aus dem Antiquariat* 5/2500, Meinhard Knigge, rühmt die sorgfältige Erhebung der Titel und stellt fest, dass das Werk eine Menge Material für das immer noch fehlende biographische Lexikon von Technikern und Ingenieuren im deutschsprachigen Raum enthält.

SHARP in Europa

The Society for the History of Authorship, Reading and Publishing (SHARP) plant seine 14. Konferenz mit dem Thema „Trading Books – Trading Ideas“ vom 11.–14. Juli 2006 diesmal in Europa, in Den Haag. SHARP, gegründet 1991 in den USA, ist die größte Vereinigung weltweit für Buchwissenschaftler aus allen Disziplinen. Zur Information der Mitglieder erscheinen vierteljährlich *SHARP News*, für umfangreiche Beiträge das Jahrbuch *Book History*. Die Tagung in Den Haag gibt Forschern vor allem aus Europa, und damit auch aus Österreich, Gelegenheit,

über ihre Forschungen und Projekte zu berichten und Kontakte zu knüpfen. Nähere Informationen unter www.sharpweb.org.

Aloys-Blumauer-Tagung in Wien

Anlässlich des 250. Geburtstags des Schriftstellers und Buchhändlers Aloys Blumauer (22.12.1755 Steyr-16.3.1798 Wien) erinnerten einige Aktivitäten an den österreichischen Aufklärer. Zwei Neuerscheinungen machen nun das vergriffene literarische Werk Blumauers wieder zugänglich: Die von Wynfrid Kriegleder herausgegebene kritische Edition von Blumauers Hauptwerk *Virgils Aeneis, travestiert* (Wien: Edition Praesens, 2005. ISBN 3-7069-0347-4. € 27,20) und die von Ludwig Pullirsch zusammengestellte Anthologie *Aloys Blumauer. Ein vergessener österreichischer Dichter* (Linz: Denkmayr, 2005. ISBN 3-902488-21-2. € 13,30).

Auch zwei Veranstaltungen widmeten sich Blumauer: Das Marlen-Haushofer-Literaturforum in Steyr veranstaltete einen Abend mit Vorträgen und der Präsentation einer Radierung mit dem Portrait Blumauers von Erich Fröschl. Die Österreichische Gesellschaft für Literatur organisierte gemeinsam mit der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts die Tagung „Aloys Blumauer und seine Epoche“ (22.–24. September). In den Vorträgen wurde die zeitgenössische Zensurpraxis (Thomas Olechowski) ebenso erörtert wie verschiedene gattungsgeschichtliche Aspekte (Eduard Beutner, Wynfrid Kriegleder, Werner Michler, Ernst Seibert) und die Auseinandersetzung der Wiener Lyriker mit dem Türkenfeldzug (Gerhard Ammerer). Weitere Referate befassten sich mit den politischen und kulturosoziologischen Rahmenbedingungen des Josephinismus (Franz M. Eybl, Christoph Gnant, Norbert Christian Wolf), mit den Beziehungen des Autors zur Wiener Jakobinerbewegung (Helmut Reinalter) und mit Blumauers Tätigkeit als Buchhändler und Antiquar (Johannes Frimmel). In seinem Referat über den Reichsbuchhandel stellte Reinhard Siebert die vermeintliche „literarische

Kleinheit“ des österreichischen Buchhandels zur Zeit Blumauers in Frage. Er plädiert aufgrund seiner Forschungen für eine grundsätzliche Revision der gängigen Statistiken zum deutschen Buchwesen der Epoche. Gerhard Renner sprach über den Josephinica-Bestand der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, der kürzlich um den Nachlass Edith Rosenstrauch erweitert wurde. Die Tagungsbeiträge werden in dem Jahrbuch *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich* (2006) veröffentlicht.

Literatur der Bukowina

Auf die eigenständige Literatur der Bukowina wurde die Öffentlichkeit erstmals durch die Lyrik von Paul Celan, dann Rose Ausländer, durch die Prosa von Rezzori und Sperber aufmerksam. Die Reihe *Texte aus der Bukowina*, Redaktion B. Albers, im Rimbaud Verlag, Aachen, bietet nun mit bisher 31 Bänden eine umfangreiche Auswahl, mit Gedichten und Prosa von Alfred Gong, Edgar Hilsenrath, Jakob Klein-Haprasch, Moses Morgenstern, neben Celan, Ausländer, Rezzori und anderen.

Spende an unseren Verein

Unser Mitglied, Prof. Dr. Friedrich C. Heller, hat unserer Gesellschaft eine wertvolle Sammlung von Zeitschriften gespendet. Es finden sich darunter frühere Jahrgänge des *Gutenberg-Jahrbuchs*, sowie der *Buchhandelsgeschichte* und *Aus dem Antiquariat*.

Schweizerisches Buch

Unter der Schirmherrschaft von Pro Helvetia und der Botschaft der Schweiz fand vom 11. bis 12. Oktober 2005 in Bratislava gemeinsam mit dem Institut für Geschichte der Slowakischen Akademie der Wissenschaften ein Workshop statt. Das Thema: Schweizerisches Buch im Mitteleuropäischen Raum im 16.–18. Jahrhundert. Dr. V. Čičaj (Bratislava) präsentierte den Entwurf eines Projekts zum gleichen Thema.

Literarisches Leben in Österreich

Die im Jahr 2001 an der Universität Wien angenommene Dissertation von Peter Landerl (*Literarisches Leben in Österreich 1980 bis 1999*) ist im StudienVerlag (Innsbruck-Wien-Bozen) unter dem Titel *Der Kampf um die Literatur. Literarisches Leben in Österreich* seit 1980 soeben erschienen. (ISBN: 3-7065-4013-4; € 26,90)

Österreichische Verlagsgeschichte

Die 1985 erschienene und schon seit Jahren vergriffene, zweibändige *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938* von unserem Präsidenten, Murray G. Hall, erscheint demnächst in einem unveränderten Nachdruck im LIT-Verlag Wien.

Bertha von Suttner – Ein Jubiläum

In diesem Jahr sollte Bertha von Suttners gedacht werden, der Vorkämpferin für Frieden. Als Sekretärin von Alfred Nobel schlug sie ihm vor, einen Teil seines Vermögens für Friedensinitiativen einzusetzen. So stiftete Nobel 1895 die Nobelpreise, darunter den Friedenspreis. Der wurde vor genau 100 Jahren zum ersten Mal 1905 an Bertha von Suttner verliehen. Nur ihr folgenreicher Roman *Die Waffen nieder!* ist zur Zeit lieferbar, nichts von ihren anderen Schriften und Dokumenten. In einer ihrer letzten Schriften *Die Barbarisierung der Luft*, 1912, sagte sie

bereits die verheerenden Folgen des Luftkrieges voraus, damals verlacht von Politikern und Militärs.

Erste Konferenz der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich

Die Gesellschaft für Buchforschung in Österreich plant gemeinsam mit der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts für 2007 eine internationale Tagung unter dem Titel: „Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie“. Themen sind unter anderen die transnationalen Handelsverbindungen, die Vielsprachigkeit der Buchproduktion und die Verbreitung und Verfolgung aufklärerischer Literatur. Für den Call for Papers siehe demnächst nähere Informationen unter www.buchforschung.at.

Neue Mitglieder 2005

Wir freuen uns, neue Mitglieder begrüßen zu dürfen: das Deutsche Literaturarchiv Marbach, die Staatsbibliothek Berlin, das Wiener Stadt- und Landesarchiv, Christof Capellaro (Berlin), Barbara Grandl, Rene Misterek (Pirna), Rudolf Pölzer (Mank, Niederösterreich), Philipp Rissel (Wien), Friedrich Schembor (Wien), Wolfgang Wagner (Blindenmarkt, Kärnten), Maria Wessely (Wien).

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

EINLADUNG ZUR ORDENTLICHEN GENERALVERSAMMLUNG

Zeit: Donnerstag, 23. März 2006, 18:00 s.t.

Ort: Österreichische Nationalbibliothek, Josefsplatz, Van Swieten Saal

Tagesordnung

1. Eröffnung und Begrüßung
2. Genehmigung der Tagesordnung
3. Berichte des Präsidenten und des Kassiers
4. Wahl des Vorstandes
5. Vorschau auf die Tagung 2007
6. Allfälliges

Wir laden Sie anschließend zu einem Vortrag von Mag. Christina Köstner ein:

„...‘allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern ...’. Zur Geschichte der Nationalbibliothek in der NS-Zeit“.

Anträge zur Generalversammlung können bis zum 16. März 2006 schriftlich beim Präsidenten des Vereins (office@buchforschung.at bzw. Kulmgasse 30/12, A-1170 Wien) eingebracht werden.
